Bunte Illustrierte

50 Pfennig zuzügl. ortsübl. Zustellgebühr/Zweites Juliheft / Postverlagsort: Bundesrepublik: Offenburg · Saarland: Saarbrücken · Österreich: Salzburg 15 1956

Drei ungewöhnliche Berichte!

Angstschrei aus dem Bundestag:

Wir werden alle vergiftet!

•

Pommern 1956

Dazu Beilage in Sechs-Farben-Druck: Große Bild-Wandkarte von Pommern

•

Geboren aus Glut und Feuer

Der 5. große Farbbericht über die WUNDERWELT DER SCHÖPFUNG zeigt das dramatische Werden der Erde



4 verwegene Piloten, 4 angsterfüllte Frauen

Senkrecht stürzen vier silberglänzende Düsenjäger mit 1200 Kilometer Geschwindigkeit je Stunde auf die Erde zu. Es sind die tollkühnsten Luftakrobaten der Welt: die „Skyblazers". Die Frauen aber bangen ständig um das Leben ihrer Männer. (Große Farbreportage auf Seiten 2—5

Wappen der Verwegenheit. *Dieses Zeichen tragen die Piloten auf ihren Jacken*

Die tollkühnsten Piloten

70 Zentimeter

Silberpfeile der Luft. *Vier Männer, vier Maschinen – ein Team! Wie an Fäden aufgezogen, schießen die „Skyblazers" durch die Luft. Mit äußerster Konzentration sitzen die Piloten hinter ihren Steuerknüppeln, und fast scheinen sich die Tragflächen zu berühren. Ein winziger Fehler bedeutet den Absturz*



Skyblazers — „Himmelsstürmer" — nennen sich vier junge Offiziere der amerikanischen Luftwaffe, die in Chaumont in Frankreich ein gefährliches Hobby pflegen: den „Kunstflug im Verband", wie es in der Fachsprache der Flieger heißt. Das Bodenpersonal dieses Düsenjägerflugplatzes und die Bevölkerung der kleinen französischen Provinzstadt halten den Atem an, wenn die vier silberglänzenden Flugzeuge vom Typ „Sabre 86" im Höllentempo von tausend Kilometer in der Stunde durch die Lüfte jagen und den Himmel zu einer Todesarena machen.



Bildreporter oder Marsmensch? *Robert Ruthardt von der „Bunten Jllustrierten" macht sich zum Flug fertig*

Nur 70 Zentimeter sind die Tragflächen der schnittigen Maschinen bei ihren tollkühnen Flügen voneinander entfernt — nur 70 Zentimeter zwischen Leben und Tod! Eine falsche Reaktion im Bruchteil einer Sekunde, eine winzige Windbö, ein einziger Fehlgriff würden das Schicksal der Flieger besiegeln ...

Die BUNTE JLLUSTRIERTE war dabei, als diese verwegenen Luft-

Fortsetzung des Textes auf Seite 2[illegible]

◀ **Großputz bei den Himmelsstürmern.** *Alle hundert Flugstunden werden die Maschinen generalüberholt. Die Triebwerke kommen auf den Motorenprüfstand, und mit Schrubber und Seife werden die silbernen Vögel auf Hochglanz poliert. Zuverlässige Wartung ist die beste Garantie für Sicherheit*

der Welt

Unsere aktuelle Farbreportage

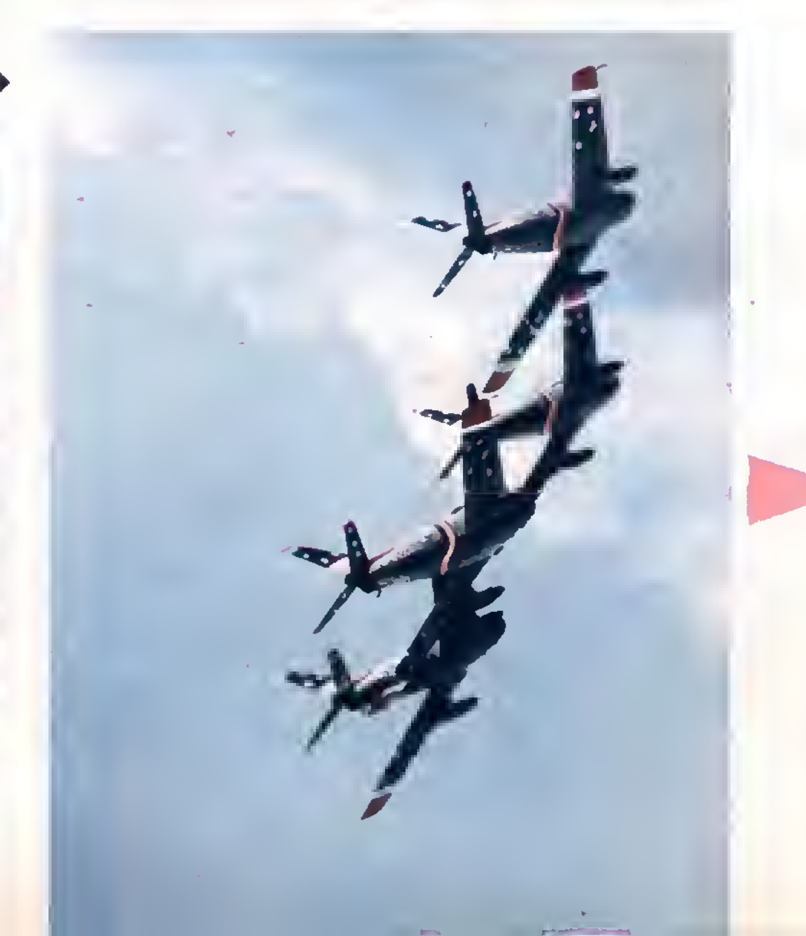
zwischen Leben und Tod

Amerikanische Luftakrobaten stürmen den Himmel im Höllentempo

Rückenflug mit 1000 „Sachen". *Die Nadel des Geschwindigkeitsmessers auf dem Armaturenbrett kroch immer höher. Mit tausend Kilometer in der Stunde legten sich die schlanken Leiber der Düsenjäger nach einer vollendet geflogenen Rolle auf den Rücken, um wenige Sekunden später in einer eleganten Steilkurve in den Wolken zu verschwinden (Bild rechts unten)* ▶

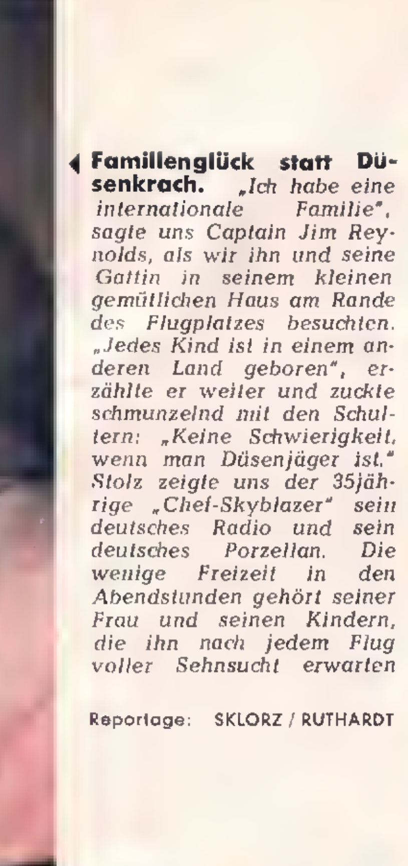


„Wohin wollen Sie: nach Island oder nach Afrika?" *fragte uns Captain Reynolds, als er mit seinen Fliegern an der großen Wandkarte die Route und die einzelnen Kunstflugfiguren besprach. Die Entfernungen schmelzen zusammen. Tausend Kilometer sind ein Katzensprung. Von links nach rechts: Leutnant Homan, Captain Reynolds, die Leutnants Foster und Elting*



FORTSETZUNG VON SEITE 2/3

Vier Frauen



Familienglück statt Düsenkrach. *„Ich habe eine internationale Familie", sagte uns Captain Jim Reynolds, als wir ihn und seine Gattin in seinem kleinen gemütlichen Haus am Rande des Flugplatzes besuchten. „Jedes Kind ist in einem anderen Land geboren", erzählte er weiter und zuckte schmunzelnd mit den Schultern: „Keine Schwierigkeit, wenn man Düsenjäger ist." Stolz zeigte uns der 35jährige „Chef-Skyblazer" sein deutsches Radio und sein deutsches Porzellan. Die wenige Freizeit in den Abendstunden gehört seiner Frau und seinen Kindern, die ihn nach jedem Flug voller Sehnsucht erwarten*

Reportage: SKLORZ / RUTHARDT



Dienst ist Dienst ... *Erst kurze Zeit ist Leutnant James Foster verheiratet. Er hat sich mit seiner Frau Evelyn in einem kleinen französischen Dorf eine reizende Zweizimmerwohnung eingerichtet. „Der Abschied fällt mir jedesmal schwer", sagte uns Frau Foster, „und ich habe immer Angst um meinen Mann!"*



Benjamin der „Todesflieger": Leutnant Warren Efting. *Mit 23 Jahren ist er der jüngste unter den Piloten. Er wohnt mit seiner Frau Natalie in einem modernen Wohnwagen auf dem Flugplatzgelände und ist ein begeisterter Musikliebhaber. Neben Jazz hört er am liebsten klassische Musik, vor allem von Bach und Mozart*



Strohwitwer mit Passion. *Leutnant Harold Homan ist leidenschaftlicher Amateurfotograf. Freudestrahlend zeigte er uns sein ganzes Archiv: Fotos und Farbdiapositive aus vielen Ländern der Erde, die er alle säuberlich in kleinen Behältern sortiert hat. Leutnant Homan hat eine hübsche Offizierswohnung im Fliegerhorst. Seine Frau konnten wir allerdings nicht kennenlernen: sie war auf einer Urlaubsreise an der italienischen Riviera. „Die ständige Angst um mich hat ihre Nerven völlig zerrüttet ..."*



bangen ständig um das Leben ihrer Männer



Uber den Dächern von Paris. *Wie eine Riesennadel ragt der Eiffelturm aus dem Häusermeer der Stadt an der Seine. Hier oben verlieren wir jedes Zeitgefühl. Eben waren wir noch über Chaumont, wenige Minuten später über Nancy, jetzt über Paris, bald schon über London... Links das Palais Chaillot, rechts oben der Arc de Triomphe*

Englands berühmte „Season": 3 Monate lang Jagd auf Junggesellen

Saal frei für den Heiratsmarkt!

Tausend reiche Mädchen suchen einen Mann

Für den englischen Adel ist es eine Selbstverständlichkeit, für ehrgeizige und reiche Bürgersfamilien aber das höchste Ziel, ihre Töchter bei Hofe zu präsentieren. In England, dem Land der Traditionen, hat sich diese Sitte bis heute erhalten. Alljährlich im Mai beginnt die „Season" mit dem Hofknicks vor der Königin. Wer nicht vorgestellt ist, gilt nichts in der Gesellschaft.

Auf dem Schreibtisch des Hofmarschalls häufen sich schon lange vorher die Gesuche junger Damen, die ihrer Königin zu huldigen wünschen. Neben den hochadeligen Engländerinnen sind es vor allem Mädchen aus guten Häusern, die durch Verwandtschaft oder Freundschaft gute Beziehungen zum Hofe haben. Daneben bewerben sich ausländische echte und Geld-Aristokratinnen, für die der Gesandte ihres Landes bürgen muß.

Früher war die Auswahl sehr streng und beschränkte sich nur auf eine kleine Zahl von Anwärterinnen, die einen unantastbaren Leumund, Reichtum und lange Ahnenreihe aufweisen mußten. Damals vollzog sich das Debüt in später Abendstunde im erleuchteten Ballsaal des Königspalastes. In großer Toilette, mit langer Schleppe und einem vorgeschriebenen Kopfputz aus Schleier und drei Straußenfedern machten die jungen Damen dort ihre Reverenz.

Dieses strenge System der Sichtung hat sich im Laufe der Zeit stark gelockert. An zwei, für die Cour angesetzten Nachmittagen sinken die über tausend Auserwählten vor der Herrscherin und ihrem Gatten in den tiefen Hofknicks. Jeder einzelnen sind nur Sekunden reserviert, und in diesem Eilzugstempo wäre es ganz unmöglich, Schleppe und Schleier zu bewältigen. Der gebotene Anzug für die Zeremonie ist das kurze Nachmittagskleid und der festsitzende kleine Hut.

Ein junges Mädchen vorzustellen, ist nur einer bereits selbst bei Hofe präsentierten Dame gestattet. Böse Zungen behaupten, daß auf diese Weise weniger begüterte Herzoginnen ihr Einkommen erheblich auf-

Fortsetzung auf Seite 31

Wettlauf zum Verlobungsring: *Am Empfangstag stehen die Mädchen, begleitet von den stolzen Eltern, vor den Toren des Buckingham-Palastes. Voller Spannung warten sie darauf, daß sich die Tore öffnen und sie für einige Sekunden ihrer Königin zu Füßen sinken dürfen. In diesem Augenblick beginnt für sie die „Season" und damit die Chance, im Trubel der drei Monate dauernden Festlichkeiten einen heiratsfähigen Mann zu fangen*



Alles für die Liebe ... *Zur traditionellen großen Modenschau, die alljährlich während der „Season" zu wohltätigen Zwecken veranstaltet wird, fungieren „heiratsreife" adlige Mädchen als Mannequins. Die Teenager-Modelle stammten in diesem Jahr aus dem Pariser Modesalon Jacques Heim* Fotos: Swaebe/Elter



Vergnügen unter Aufsicht: *Während die jungen Pärchen sich auf den zahlreichen Veranstaltungen und Bällen amüsieren, sitzen diademgeschmückt und gelangweilt die geduldigen Mütter im Hintergrund. Sie harren auf die Stunde, in der sie die Verlobung ihrer Tochter glückstrahlend bekanntgeben dürfen*



Import aus Deutschland: *Unter den Fittichen des Gesandten Dr. Schlange-Schöningen wurden auch deutsche Mädchen der Königin vorgestellt. V. l. n. r.: Prinzessin Therese von Hohenlohe-Waldenburg, Gräfin von Zedtwitz, Gräfin Zeppelin, Fräulein Barbara Nordhoff*



Hofknicks vor der Hochzeitstorte? *Fast symbolisch scheint dieser Augenblick zu sein, in dem sich die in Weiß gehüllten Debütantinnen bei der Eröffnung des wichtigsten Balles der „Season" vor dem Zuckerbäcker-Kunstwerk verneigen. Es ist aber nur eine riesige Geburtstagstorte, die anschließend unter die heiratslustigen Ballteilnehmer verteilt wird*

Krankheit und Tod durch unsere Nahrungsmittel · Wann endlich werden uns ausreichende Gesetze schützen?

Für ihr Leben gern ißt Frau Huber gekochten Schinken und Pökelfleisch. Sie ahnt nicht, daß durch die scharfe Lauge dem Fleisch gerade lebensnotwendige Substanzen verlorengehen. Statt dessen nimmt der Körper mit diesen Leckerbissen erhebliche Mengen von salpetersauren Salzen auf: giftige Nitrite.

Mit Gift gefärbt

Der Nachbar von Frau Huber, Herr Petermann, hingegen schwärmt für Edamer Käse. Er liebt ihn so heiß, daß er voll Stolz erklärt: Ich esse ihn mit Haut und Haar, d. h. auch mit der schönen roten Rinde. Weiß er, daß die Rotfärbung mit Rosanilin erfolgt und daß dieses Rosanilin Arsen enthält?

Wissen all die Millionen von Menschen, die Nudeln, Makkaroni und Kuchen essen, daß das flüssige Eigelb, mit dem diese Lebensmittel hergestellt sind, kleine Mengen von Gift enthält?

Weiß man, wie gefährlich das Kupfervitriol ist, mit dem die Weinbeeren am Stock gegen Schwarzfäule und Mehltau bespritzt werden? Oder glauben Sie, daß Frau Müller nebenan auch nur im entferntesten ahnt, daß sie ihrem Mann mit der gekauften Mayonnaise, die er so leidenschaftlich gern ißt, wohldosierte Mengen der äußerst schädlichen Benzoesäure gibt?

Gewiß, noch niemand ist an gekochtem Schinken, an Edamer Käse oder Mayonnaise gestorben. Die Gefahr aber liegt in der Häufung, liegt in der Verbindung mit den anderen Giftdosen aus den übrigen Nahrungsmitteln. Jahrelang mag der Kampf des Körpers gegen diese Gifte dauern, ohne daß sichtbare Krankheitszeichen auftauchen. Eines Tages aber ist es zu spät.

Doch warum soll man sich ereifern? *Es geht ja „nur" um die Volksgesundheit!*

Bedenkliche Methoden

Eine so wichtige Persönlichkeit wie Ministerialrat Prof. Dr. Gabel, der gerade für diese Fragen zuständige Mann im Bundesministerium des Innern, hat klipp und klar erklärt: „Es kommt nicht nur darauf an, daß die Chemikalien im Tierversuch, dessen Ergebnisse ja nur bedingt auf den Menschen bezogen werden können, keine auffälligen Wirkungen zeigen und daß der Verbraucher nicht sofort und deutlich erkennbar davon erkrankt. Wir müssen nach dem heutigen Wissensstand vielmehr darauf gefaßt sein, daß auch »unterschwellige« Mengen eines einzeln für sich als »harmlos« angesehenen Chemikals aus der heutigen industriell behandelten Mischkost her auf Hunderte von Kombinationsmöglichkeiten mit anderen, für sich allein jeweils ebenfalls als »unbedenklich« geltenden Chemikalien treffen und hierdurch auf die Dauer gegenseitige Beeinflussungen, »Allergien« und andere Beeinträchtigungen des körperlichen Wohlbefindens und der Widerstandsfähigkeit hervorrufen, die meist nicht in analytischen Zahlen meßbar, aber darum nicht minder bedenklich sind."

„Wenn wir, um nur wenige Beispiele zu nennen", erklärt Professor Gabel weiter, „heute nach Brot suchen müssen, das aus noch naturbelassenem Mehl gebacken ist, wenn wir heute kaum noch Apfelsinen und Zitronen kaufen können, die nicht zur Minderung von Transportverlusten chemisch konserviert sind, wenn wir jetzt gar auf verlockend aussehende ausländische Äpfel stoßen, die von der Behandlung mit Schädlingsbekämpfungsmitteln her Arsen enthalten, so sehen wir da Auswüchse einer hemmungslos auf Absatzsteigerung ausgerichteten Technik, die nicht länger ertragen werden können, geschweige denn sich noch ausweiten dürfen."

Leider ist dieser Einsicht die Tat bisher nicht gefolgt. Leider blieb es bei einem Lippenbekenntnis. *Es geht ja schließlich „nur" um die Volksgesundheit!*

Immer beängstigender mehren sich die Zeichen, daß ein Großteil der Krankheiten unserer Zeit auf verfälschter Nahrung beruht. Immer bedrohlicher wird die Gefahr, daß wir uns, ohne es zu wissen, selbst vergiften. Immer lauter erhebt sich die Forderung: schafft endlich Gesetze, die der wahnwitzigen Selbstvernichtung Einhalt gebieten! Was bisher geschehen ist, reicht bei weitem nicht aus!

Teufel an der Wand

Einstimmig billigte der Bundestag den flammenden Appell seiner 46 weiblichen Mitglieder, die endlich einmal ohne Scheu „den Teufel an die Wand malten". Wenn nicht rasch etwas geschieht, damit nicht ausgerechnet durch die „Lebens"mittel Tod und Verderben sich verbreiten, ist bald niemand mehr da, in dessen Namen man in den Parlamenten der Welt das laute politische Geschrei und Gezeter fortsetzen kann.

Hier geht es nicht um höhere oder



Vorsicht vor „geimpften" Zitronen!

„Mottenkugeln" nennt die Bevölkerung die gespritzten Zitronen und Orangen, weil sie nach Mottenpulver schmecken und vor allem riechen.

Voller Zweifel steht die Hausfrau (links) am Obststand. „Man muß sie nur gut abspülen", meint beruhigend die Marktfrau. Reicht das aber aus?

Tiere wissen das offenbar besser: eine chinesische Nachtigall, die leidenschaftlich gern Orangen frißt, rührt gespritzte Früchte nicht an!

Inzwischen hat sich auch das Chemische Untersuchungsamt Freiburg eingehend mit dem Konservierungsmittel Diphenyl beschäftigt. Von der Verpackung aus oder durch direktes Aufspritzen dringt das Frischhaltemittel in die Poren der Schalen ein. Weder durch Waschen noch durch Reiben läßt es sich wieder entfernen.

Wie oft verwendet man Zitronenschalen im Haushalt! Wie häufig wird aus Orangen, und zwar zusammen mit der Schale, Marmelade gekocht! Man wird sich das in Zukunft sehr überlegen — besonders, wenn man weiß, daß der Freiburger Krebsforscher Professor Druckrey das Diphenyl einen „cancerophoren Stoff" genannt hat. Das ist ein chemisches Mittel, das durchaus in der Lage ist, Krebs hervorzurufen.

Ob Diphenyl außer der Schale auch das Fruchtfleisch beeinträchtigen kann, weiß die Wissenschaft heute noch nicht. Nur die Nachtigall weiß es genau: gespritzte Früchte sind Gift für sie.

Alarmruf aus dem Bundestag:



niedrigere Steuern, um Bundeswehr oder Antimilitarismus, um deutsche Einheit oder Zerrissenheit — hier geht es um die nackte Existenz des Menschen schlechthin. Hier geht es um Tod und Leben jedes einzelnen.

Doch weshalb solche Eile? *Es geht ja „nur" um die Volksgesundheit!*

Seit sich die menschlichen Siedlungen zu Großstädten und Riesenmetropolen mit Millionen von Einwohnern aufgebläht haben, steht und fällt die Existenz dieser gewaltigen Massen mit einer ausreichenden Lebensmittelversorgung. Die ganze Welt hilft, diesen Bedarf zu decken.

Getreide kommt aus Amerika, Reis aus Italien, Obst aus Kalifornien. Spanien, Italien, Israel schicken Südfrüchte, Brasilien und Costa Rica Kaffee. Fleisch wird aus Dänemark, Holland und Frankreich, Fisch aus den nordischen Ländern eingeführt. Indien liefert Tee, Westafrika Kakao und so fort. Nur ein universaler Welthandel vermag das zu bewältigen.

Bis aber alle Lebensmittel vom Erzeuger zum Verbraucher gelangen, durchlaufen sie einen weiten Weg. Nicht ohne Schaden liegen sie Wochen und Monate in Schiffsbäuchen und Warenhallen, in Kühlhäusern und Silos. Um diesen Schaden so gering wie möglich zu machen, um vor allem die Schimmel- und Fäulniserreger zu bannen, erfand man Konservierungsmethoden, die die Nahrungsmittel ebenso haltbar und frisch erscheinen lassen, als seien sie soeben erst geerntet.

. . . ehe es zu spät ist

Und eben hier, in diesen Konservierungsmethoden, liegt die tödliche Gefahr. Die vielen physikalischen und chemischen Erhaltungsverfahren durchsetzen unsere Lebensmittel derart mit schädlichen Fremdstoffen, daß man fast schon von systematischer Vergiftung reden kann! Denn so empfindlich wie die Bakterien, die man tötet, ist auch der Mensch. Nur dauert es bei ihm länger, bis die Gifte sichtbar wirken. Sicher ist jedenfalls: was die Bakterien schädigt, schädigt ebenso auch den menschlichen Organismus.

Seit den zwanziger Jahren werden in einem schwedischen Bergwerk große Mengen von Arsen gewonnen, 30 Millionen Kilogramm im Jahr. Man wußte zunächst nicht, wohin damit, bis man auf die glänzende Idee kam, das Arsen als Pflanzenschutzmittel zu verwenden. Von Flugzeugen aus wird es in Tausenden von Tonnen in die Luft gestreut und senkt sich in giftigen Wolken auf Wälder und Felder.

Die tierischen Schädlinge wurden radikal vernichtet. Aber mit den Schädlingen starben auch die Vögel in der Luft, die Bienen auf den Blüten, das Wild in den Wäldern. Die Pflanzen starben nicht. Die Ernte war gesichert. Und die Menschen, die von diesen Pflanzen aßen, starben auch nicht. Ist das aber genug, die Arsenbestäubung für harmlos zu erklären, nur weil nicht sofort Krankheiten und Todesfälle auftraten?

Dasselbe gilt für alle anderen Schädlingsbekämpfungsmittel, ganz gleich, ob es hier um E 605, um das Pudern von Kartoffeln, um die Vernichtung

Fortsetzung Seite 43



„Ich habe Krebs!" *Voller Entsetzen birgt die Patientin ihr Gesicht in der Hand. Eben hat sie vom Arzt erfahren, woran sie leidet — Krebs! Und alles nur, weil sich der moderne Mensch kaum noch der Fülle von Giften zu entziehen vermag, die allein durch die Nahrung täglich auf ihn einstürmen: Blausäure, Arsen, Blei, Kupfer, Salpeter, Borsäure, Paraffin und dergleichen mehr — in jedem Jahr sind es mehrere Kilogramm! Eines Tages ist es dann so weit, daß der Körper zusammenbricht: Krebs, Kreislaufstörungen, Herzneurosen! Wann endlich werden unsere Gesetzgeber die Gesundheit schützen?*

Fünf Geschichten von heute

Das Schicksal mischt immer die Karten

Liebe und Glück gehen merkwürdige Wege



1 **Im Irrenhaus durch Herzensbrecher Ali Khan: Gene Tierney.** *Niemand sollte es erfahren. Die schöne Filmschauspielerin, die 1920 in Brooklyn geboren wurde, aus guter Familie stammt und bisher viel filmischen Ruhm erwarb, ist seit einigen Wochen in einer Nervenheilanstalt im Staate Connecticut untergebracht. Alle Bemühungen amerikanischer Reporter, zu dem prominenten Patienten vorzudringen, blieben erfolglos. Der Chefarzt beschränkte sich auf die Feststellung: „Der Zustand von Miß Tierney kann mit einem einfachen Nervenzusammenbruch nicht erklärt werden ..." Eingeweihte wissen Bescheid: Gene Tierney hat den Prinzen Khan aufrichtig geliebt und die Trennung von ihm nie überwinden können. Die Presse berichtete seinerzeit von der bevorstehenden Verlobung, aber das Schicksal mischte die Karten anders und ließ Gene Tierney statt in einem Palast an der Riviera in einer Heilanstalt landen*

2 **Prinzessin Margaret und Peter Townsend: getrennte Reise, aber ...** *Ist es Zufall, Schicksal oder großartige Regie? Peter Townsend, formell immer noch Luftwaffenattaché in Brüssel, vor allem aber der Mann, der Prinzessin Margarets Herzen am nächsten stand und an dieser Liebe zu zerbrechen droht, hat in aller Heimlichkeit eine große Weltreise angetreten, die er ganz allein macht. Aber auch Prinzessin Margaret hat die Koller gepackt, und ihre Reise führt an zahlreiche Plätze, die auch Peter Townsend demnächst besuchen wird. „Natürlich werden sie sich treffen", sagen alle Klatschbasen der Welt. Warum auch nicht? Liebe findet jeden Weg. Aus politischen Kreisen Londons verlautet, daß Königin Elisabeth beabsichtigt, ihre Schwester nach Beendigung der Reise zum Generalgouverneur der Krone Englands in Australien zu ernennen. Niemand wird Peter Townsend daran hindern können, im fernen Erdteil Margaret zu heiraten*



Heimlich verheiratet und glückliche Mutter: Cécile Aubry. *Der berühmte französische Star mit dem Kindergesicht ist eine bemerkenswerte Frau! Daß sie es fertiggebracht hat, einen Multimillionär und Märchenprinzen zu angeln — den Sohn des Paschas von Marrakesch nämlich —, könnte für ein reizendes und erfolgreiches Mädchen noch als normal angesehen werden. Daß es der graziösen Schauspielerin aber gelungen ist, zwei Jahre verheiratet zu sein, ohne daß ein Mensch etwas davon ahnte: das ist immerhin beachtlich. „Heimliches Glück allein ist wirkliches Glück!" kommentierte Cécile jetzt, als alles herausgekommen war. Und erfahren hat die Welt von dieser „Romanze im Dunkeln" erst vor sechs Wochen, als Madame Aubry einem Sohn das Leben schenkte. Und weil ein Kind auch in Frankreich einen Namen haben muß, war man gezwungen, offene Karten auf den Tisch zu legen*

3

4

Marilyn Monroe: endlich in richtigen Händen? *Im Augenblick, da diese Zeilen in Druck gehen, steht noch nicht fest, ob der berühmte Dramatiker Arthur Miller und Marilyn Monroe verheiratet sind. Auf einer Pressekonferenz Ende Juni lagen sie sich jedenfalls zärtlich in den Armen und erklärten: „Wir werden bald heiraten!" Ist damit für beide die „Endstation Sehnsucht" erreicht? Literat Miller ist Marilyns dritter Mann, die Monroe Millers zweite Frau. Im übrigen schwärmt der Dramatiker von den (schauspielerischen) Fähigkeiten seiner Marilyn: „Sie hat einen einzigartigen Instinkt für Charakterrollen. Mit Sexbomberei und solchen Sachen ist es aus!"*



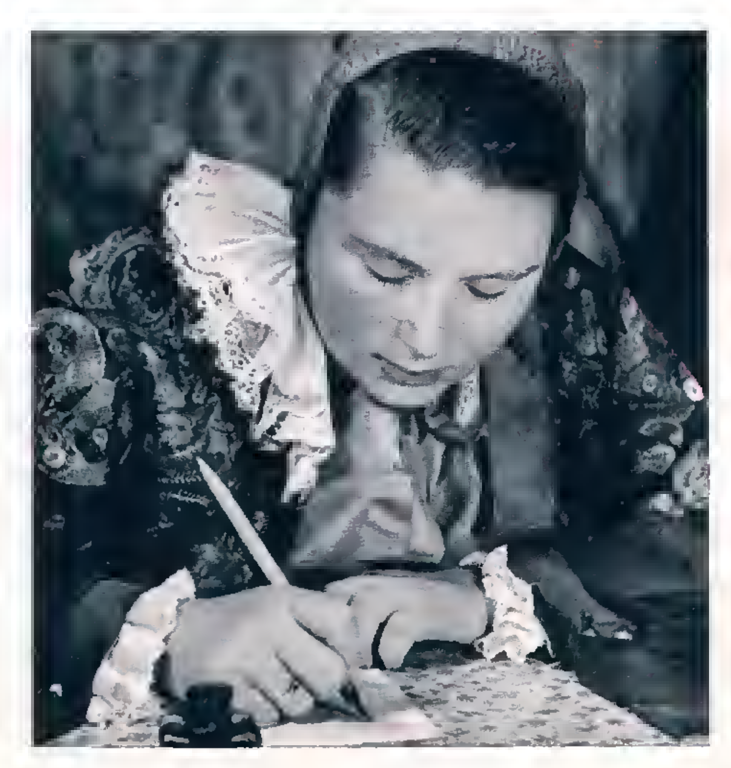
Gangster der Liebe. *Fast tausend Mädchen haben die sizilianischen Brüder Eugenio (unser Bild) und Carmelo Messina im Laufe von 25 Jahren buchstäblich verschoben und an finstere Unternehmungen vermittelt: Mädchenhändler, wie sie im Buch stehen. Die Jagd nach dem Glück hatte alle Opfer leichtgläubig gemacht, und die Gangsterbrüder hatten leichtes Spiel. In Tournai (Belgien) sitzen sie nun hinter Gittern. Aber ihr Geschäft läuft weiter: die Messinas haben „Verbindungen"*

5

Reise 1956 durch die nie vergessene Heimat – 5. Station:

Das Land gibt immer noch Brot ... *Pommern war bis zur jüngsten Vergangenheit die Heimat von rund zwei Millionen Deutschen. Mehr als die Hälfte des schwarzen Bodens waren fruchtbare Äcker, auf denen deutsche Landwirte lebten, säten und ernteten. Heute sind es polnische Bauern, die zwischen den Wäldern, Wiesen und Weiden mit ihren Pflügen die kostbare und ertragreiche Erde bestellen*

„...Pommerland



◀ **Volkstum darf nicht untergehen!** *Stolz der Mädchen und Frauen von Weizacker — einem Landstrich im Kreis Pyritz und Greifenhagen — waren die farbenfrohen und mit reicher Stickerei besetzten Trachten, die zu den schönsten des deutschen Volksbrauchtums gehören. Noch heute tragen die Heimatvertriebenen als Zeichen unverbrüchlicher Treue zu ihrem Land dieses Kleid*

Als 1945 russische Panzer die deutschen Grenzen im Osten überrollten, begann für das Land und seine Menschen eine harte Zeit der Not und Entbehrungen. Bevor der Alliierte Kontrollrat eine „humane" Umsiedlung „ausgearbeitet" hatte, wurde von den Polen der größte Teil der deutschen Bevölkerung von ihrer Scholle vertrieben. Nur 50 000 Deutsche verblieben in Pommern (und auch von diesen mußten später noch viele das Land verlassen). 440 000 waren umgekommen oder verschollen. 1,49 Millionen fanden in der Bundesrepublik eine neue Heimat. Pommerland ist abgebrannt ...

Damit war Deutschlands größte Kornkammer verlorengegangen. Auf den weiten Fluren Pommerns wogten einst die üppigen Getreidefelder — Roggen, Weizen, Gerste und Hafer —, die Deutschlands Ernährung sicherten. Die dunklen Kartoffel- und Zuckerrübenäcker brachten Rekordernten. Und wer erinnert sich nicht der berühmten pommerschen Gänse, die zur Weihnachtszeit die Schaufenster der Läden füllten?

„Ich liebe die Pommern wie meine Brüder. Man kann sie nicht mehr lieben, als ich es tue", sagte Friedrich der Große — sechs Jahre, bevor er starb. Er widmete diese Worte einem Land und Menschen, die seit jeher als Grenzland unter Krieg, Erbschaftsstreitigkeiten und Unsicherheit zu leiden hatten.

Als der slawische Fürst Wratislaw I. sich im Jahre 1124 von Bischof Otto

ist abgebrannt“

Das Lied der Glocken ist verstummt. *Gespenstisch und trostlos sieht der Kirchplatz heute aus, auf dem einst die wuchtigen Türme des Kolberger Mariendoms in den Himmel ragten. Diese alte deutsche Stadt wurde zu achtzig Prozent zerstört und ist heute eine militärische Sperrzone, in der nur 1700 Deutsche wohnen*

FORTSETZUNG NÄCHSTE SEITE

von Bamberg taufen ließ, gewannen das Deutschtum und das Christentum in Pommern — das von den Wenden einstmals „Po morje“, das heißt: „am Meer“, genannt wurde — großen Einfluß. Schon 1181 unterwarfen sich seine Söhne dem Deutschen Reich und gaben der Landschaft ihr deutsches Gesicht.

Fleißige Hände schufen in Jahrhunderten aus dem fruchtbaren Boden weit ausgedehntes blühendes Ackerland. Wie Trutzburgen erhoben sich aus dem satten Grün der unendlich scheinenden Wiesen die schmucken Dörfer und Städte — heute sind es meist nur noch Trümmer.

Die Kunstwerke der Backsteingotik, die dichten Buchenwälder und die zahllosen stillen Seen gaben diesem Stück deutscher Erde einen besonderen Reiz. Die Pommern — Nachfahren der Friesen, Niedersachsen und Westfalen — sind durch die kriegerischen Unruhen und einer wenig günstigen Umwelt im Laufe der Geschichte zu einem wortkargen, etwas schwerfälligen, aber liebenswerten Menschenschlag geworden, dem nichts verhaßter ist als Lüge und Schmeichelei.

Berühmte Namen sind aus diesem Land hervorgegangen: Otto Lilienthal, der Vater des Fliegens, kam aus Anklam. Rudolf Virchow, der große deutsche Arzt, ist ein Sohn der Kleinstadt Schivelbein. Und unvergessen sind die Namen der Maler Caspar David Friedrich und Philipp Otto Runge, aus deren Bildern wir die pommersche Landschaft kennen.



Ein Bild aus glücklichen Tagen: Kolberg. *36 000 Deutsche lebten vor dem Kriege in dieser Stadt, die von jeher ein Bollwerk gegen die Anstürme aus dem Osten war. Vor dem mächtigen Backsteinhallenbau des Mariendoms stand das Nettelbeck-Gneisenau-Denkmal. Diese beiden tapferen Preußen verteidigten im Jahre 1807 Kolberg, das heute Kolobrzeg heißt, gegen die Franzosen*

FORTSETZUNG VON SEITE 12/13

Trotz polnischer Herrschaft: immer noch





Sowjetkult und Preußengeist. *Neben dem neugotisch-preußischen Rathaus auf dem Marktplatz von Stolp, das jetzt auf polnisch „Slupsk" heißt, steht als Symbol bolschewistischer Herrschaft ein sowjetisches Denkmal aus Gips. Vorüber, aber nicht vergessen ist die Zeit, in der die zweitgrößte Stadt Pommerns ein wirtschaftlicher und kultureller Mittelpunkt war. „Klein-Paris" nannten die Pommern halb ironisch, halb stolz diese geschäftige Stadt. Sie war auch die Heimat der „Stolper Jungchen": der schmackhaften Käse*

Deutschland

Denkmal einer großen Zeit: das Neue Tor. *Stolp wurde im letzten Krieg zur Hälfte zerstört. Wenig blieb übrig von dieser Industrie- und Handelsstadt mit ihren zahlreichen kunsthistorisch wertvollen Gebäuden. Das Neue Tor erinnert an jene Blütezeit des Mittelalters, in der die Stadt ihren raschen wirtschaftlichen Aufstieg begann. Später wurde sie durch die günstige Lage ihres Seehafens Stolpmünde zur Drehscheibe des Schiffsverkehrs und zum Knotenpunkt der Bahnverbindungen zwischen Ost und West. Im Jahre 1939 hatte diese alte pommersche Kreisstadt — die eine Garnison, Gymnasien, Museen und das Schloß der pommerschen Herzöge aus dem 16. Jahrhundert beherbergte — noch 51 000 deutsche Einwohner. Unter den jetzt in Stolp angesiedelten 33 950 Polen leben nur noch ganz wenige Deutsche*

Geschenk für unsere Leser:

Dieser Ausgabe liegt eine große Bild-Wandkarte in Sechsfarbendruck von

Pommern

bei. Auch von allen Lesezirkelbeziehern, die 0,20 DM Versandgebühren (in Briefmarken) an den Burda-Verlag, Offenburg/Baden, senden, kann sie kostenlos erworben werden. Eine Karte von Ost- und Westpreußen erscheint zusammen mit der nächsten Nummer.

Der Krieg zerschlug Geschichte. *Unter den pommerschen Stadtkirchen im östlichen Teil des Landes gehörte der Mariendom von Kolberg zu den eindrucksvollsten. Umwoben von einer Fülle von historischen Erinnerungen war er mehr als ein kulturgeschichtliches Ereignis: er war ein Zeichen des Deutschtums im Osten. Heute geben seine Trümmer nur noch einen matten Abglanz jener Zeit, in der kostbare Schnitzaltäre und kunsthandwerkliche Arbeiten den Reichtum dieses Landes zum Ausdruck brachten. Und wenn auch diese große Kirche bis auf die Fassade zerstört ist, so gibt sie doch ein Zeugnis von der großzügigen Anlage und der Großflächigkeit dieses im 13. Jahrhundert erbauten Gotteshauses*



Wochenmarkt im Schatten der Ruinen. *Mit Pferden und Panjewagen kommen die neuen Bewohner Kolbergs auf den Marktplatz dieser in vielen Kriegen heißumkämpften Stadt, um ihre Waren feilzubieten. Trostlos stehen im Hintergrund die Trümmer des Mariendoms (links) und der Geschäftshäuser. Wo früher pulsierendes Leben herrschte, gehen heute ärmlich gekleidete Menschen ihrem Tagwerk nach. Unter den Seestädten Pommerns kann Kolberg auf eine besonders ruhmvolle Vergangenheit zurückblicken. Seit 1255 Hansestadt, war sie im Mittelalter eine der reichsten Ostsee-Städte. Das Badeviertel Kolbergmünde mit dem Kurhaus und der Strandpromenade war für viele ein beliebtes Ferienziel*

FORTSETZUNG NÄCHSTE SEITE

FORTSETZUNG VON SEITE 14/15



Durch Stolp fließt immer noch die Stolpe . . . *Stolz erhebt sich am Ufer des Flusses das alte Schloß, dessen hohe Fenster vermauert und vergittert sind. Einst herrschten hier die Fürsten und Herzöge, und bis zum Kriegsende war in diesem ehrwürdigen Gebäude ein Museum mit altpommerschen Funden untergebracht. Es ist still in Stolp geworden. Nur wenige Passanten beleben die fast menschenleeren Straßen. Nichts erinnert an den einstmals regen Verkehr: ein Auto wird beinahe zur Sensation*



Nächste Folge der Serie „Nie vergessene Heimat":

Eine Stadt erstickt: Stettin

Die letzten deutschen Worte: *„Fotowerkstätten und Handlung". Das ist die einzige deutsche Aufschrift, die man in Stolp noch findet und auf dem Sonnenrollo dieses Geschäftes steht. Um sich vor Überfällen zu schützen, hat der Besitzer auch während der Verkaufszeiten seine Schaufenster fest vergittert. Zu den ganz wenigen Deutschen, die heute noch in Stolp leben, zählen die katholischen Ordensschwestern, die sich der Ärmsten annehmen*



Du bist jünger, als du glaubst! *Nasen- und Stirnfalten lassen das Gesicht älter erscheinen, werden jetzt aber durch Spritzen entfernt*

Keine Alters-

Seit undenkbaren Zeiten bemüht sich die Menschheit um die Erfüllung ihres liebsten Traumes — die Erhaltung von Schönheit und Jugend. Jeder einzelne, ob Mann oder Frau, hat seine geheimen und geheimsten Mittelchen oder Methoden, mit denen er dem zerstörenden Einfluß des Alters zu begegnen versucht. Doch keines ist endgültig das richtige Rezept.

Ganze Industriezweige sind entstanden, um diesem Verlangen Rechnung zu tragen. Wissenschaft und Forschung beschäftigen sich mit der Lösung dieses Problems. Zu den Tausenden von Präparaten kommen täglich neue. Auch die Chirurgie befaßt sich mit der Verschönerung, sie kann sogar ganze Gesichtspartien verändern.

Falten konnten jedoch auf operativem Wege nicht restlos entfernt werden. Sie verloren nur an Tiefe. Darum entwickelten einige Chirurgen eine neue Methode: Falten werden heute weggespritzt! Die erschlaffte Haut wird dabei von innen mit einem Präparat „aufgefüllt" und wieder glatt und straff. Der durch die Spritze um zehn Jahre „verjüngte" Patient kann schon nach zehn Minuten das Behandlungszimmer verlassen und nach Hause gehen. Nicht nur die Frauen huldigen der Schönheit in den Kosmetiksalons. 30 Prozent aller Kunden sind Herren, manche kommen allerdings nur durch die Hintertür.

„Wozu dieser Aufwand", wird sich mancher fragen, „werden wir durch diese Äußerlichkeiten glücklicher und zufriedener?"

Natürlich gibt es manche Auswüchse und Geschäftemacher auf diesem Gebiet, aber wir sagen „Ja!" zu allem, was uns verschönt. Wenn wir empfinden, daß wir auf andere einen guten und gepflegten Eindruck machen, werden wir in unserer Stimmung positiv beeinflußt. Das Selbstvertrauen steigt und damit die Arbeits- und Daseinsfreude. Ärzte und Psychologen wissen, daß positive Grundstimmung und Lebensmut den kranken Körper zur Gesundung führen und auch die vielen Unpäßlichkeiten im Alltag schneller beseitigen.

Ist nicht mit dieser Tatsache allein der „Schönheitskult" gerechtfertigt? Wir wollen alle froher und gesünder sein! Wie eng hängen auch Schönheit und Liebe zusammen ... Schön zu sein für den Geliebten oder die Geliebte ist durchaus nichts Äußerliches, sondern tiefstes Bedürfnis. Ein ungepflegtes Äußeres hat schon manche Freundschaft oder Ehe zerstört und auch beruflich zu Mißerfolgen geführt!

Nach 10 Minuten ein neues Gesicht

Schönheit aus der Spritze

falten mehr bei Frauen und Männern



„Operation" ohne Messer: *Die Kosmetische Ärztin Frau Dr. W. aus M. führt ein besonderes Präparat aus Frankreich ein, das sehr wirksam und völlig unschädlich ist. An Patienten hat sie keinen Mangel; denn — wer möchte nicht schöner und jünger erscheinen? Befriedigt verlassen die Behandelten nach 10 Minuten die Ärztin*



Jungbrunnen 1956: *Die Stirnfalteninjektion ist beendet. Die um zehn Jahre „verjüngte" Dame betrachtet ihr verändertes Aussehen kritisch im Spiegel und ist sichtlich zufrieden. Sie wird nach der Behandlung keine Schmerzen verspüren und beschwingt in den Alltag zurückkehren*

FOTO: B. LÜDECKE

◀ **Schöner nach jedem Stich ...** *Mit einer feinen Injektionsnadel wird Punkt für Punkt in dicht nebeneinandersitzenden Einstichen entlang der Falten das Präparat unter die Haut gegeben. Die Behandlung macht nur geringe Schmerzen. Sehr empfindliche Patienten können eine Lachgasnarkose bekommen. Aber im allgemeinen ist das bei diesem kleinen Eingriff nicht nötig. Früher konnten Falten nur aus ganz erschlafftem Gewebe chirurgisch entfernt werden, indem ein schmales Stück Haut herausgeschnitten wurde. Bei nicht ganz erschlafftem Gewebe war das nicht möglich, weil dann die operativ gestraffte Haut wieder nachgegeben hätte. Zudem war dieses Verfahren sehr kostspielig*

Tausend Männer gegen eine Frau

Schicksal einer Königstochter im Wirbel der Revolution



Kleines Mädchen macht große Politik. *Auf sagenhafte Weise entkam die kleine Charlotte de Bourbon, eine Enkelin der Kaiserin Maria Theresia, dem grausigen Tod durch das Schafott. Ihre Eltern, Marie Antoinette und Ludwig XVI., konnten diesem Schicksal nicht entrinnen. Als Trauer trägt sie das Bild der Eltern an ihrem Halsband, damit sie immer daran erinnert wird, an die Schmach, die dem Königshaus angetan wurde. Später, als Charlotte die Herzogin von Angoulême war, griff sie entscheidend in die Politik Frankreichs und Europas ein. Man verehrte und schätzte sie überall*

An diesem trüben 19. Dezember 1778 gab es im Schloß zu Versailles eine große Aufregung; Marie Antoinette, die 23jährige Königin, Gemablin des 24jährigen Ludwig XVI., sah ihrer Niederkunft entgegen. Ein Junge, ein Dauphin mußte es sein. Frankreich erwartete von der „Österreicherin" — so wurde Marie Antoinette oftmals gehässig genannt — wenigstens die Geburt eines Knaben. Es wurde aber ein Mädchen. Und diese Geburt, die alle Kreise enttäuschte, bat nicht wenig dazu beigetragen, die geringe Volkstümlichkeit der Königin noch mehr zu erschüttern.

Es war übrigens eine schwere Geburt, und als die junge Mutter das Bewußtsein verlor, griffen die Ärzte zu einem geradezu barbarischen Mittel: sie ließen die Patientin zur Ader. Es ist geradezu ein Wunder, daß die zarte Wöchnerin diese Kur überstand. Als sie nach Stunden zu sich kam und das kleine Bündel Mensch betrachtete, sagte sie traurig: „Arme Kleine, du warst ja gar nicht erwünscht, aber du bist mir nicht weniger lieb. Ein Sohn hätte doch nur dem Königreich gehört, du aber wirst mir allein gehören. Du wirst mir Trost sein."

Hochzeit ohne Liebe

Marie Antoinette, Tochter der Kaiserin Maria Theresia, hatte mit 15 Jahren — aus politischen Erwägungen — von Wien nach Versailles übersiedeln müssen, um dort den 16jährigen Dauphin Ludwig zu heiraten. Schon das Hochzeitsfest gab dem Hofklatsch manchen Episodenstoff. So hatte der 16jährige Ehemann seine 15jährige elfengleiche und bildschöne Ehefrau weniger beachtet als die herrlichen Speisen der Hochzeitstafel.

Am Tage nach der Vermählung traf man den jungen Ehemann schon frühmorgens in seiner Uhrmacherwerkstatt beim Basteln. Hier und auf der Jagd fühlte er sich wohler als an der Seite der jungen, schönen Gattin, die er scheu verehrte. Der Hofklatsch überschlug sich vor Eifer, und schließlich mußten sich kirchliche Würdenträger einmischen und den jungen Ehemann endlich an seine Ehepflichten erinnern. Frankreich, so sagten sie, erwarte einen Thronerben. Und nun, nach achtjähriger Ehe, war es doch kein Thronerbe geworden, vielmehr eine Prinzessin, die auf den Namen ihrer kaiserlichen Großmutter getauft wurde und den Titel „Madame Royale" erhielt, aber immer nur „la petite Madame" genannt wurde — das „Madämchen".

Im Schatten der Guillotine

Am 14. Juli 1789 stürmte der Pöbel die Bastille, und in der Nacht zum 6. Oktober überfiel das hungernde Volk von Paris sogar das Schloß Versailles und machte die Bewachung nieder. „Madämchen" war noch keine elf Jahre alt, aber bereits verständig genug, um alles zu begreifen. Sie flüchtete, zusammen mit ihrer Mutter, während das aufgehetzte Volk die Gemächer durchstöberte und das leer gefundene Bett der „Österreicherin" mit Bajonetten durchstach und mit Säbelhieben zerfetzte.

Am folgenden Morgen verlangte das Volk die königliche Familie zu sehen. Würdevoll schritt die Königin mit ihren beiden Kindern auf den Balkon. „Madämchen" schaute furchtlos in die aufgeregte Menge, und manche drohende Faust sank herab oder wurde gar zu einer freundlich winkenden Hand.

„Wie süß sie doch sind, die Kinder", hieß es hie und da, und die Pariser Frauen hatten bereits ihren Groll vergessen.

Das Volk forderte die Rückkehr der königlichen Familie nach Paris, wo die Konstituante, die gesetzgebende Versammlung, tagte. Um weiteres Blutvergießen zu vermeiden und das Leben seiner letzten treuen Schweizergarden zu schonen, beugte sich der König der Gewalt und fuhr in offener Karosse nach Paris, eskortiert von wilden Jakobinern, die auf ihren Spießen oder Bajonetten die abgeschlagenen blutigen Köpfe der Schloßdiener und Schweizergardisten trugen.

Auf allen größeren Plätzen wurde gehalten, dann umtanzte das Volk die königliche Karosse und sang das aus dem Stegreif komponierte Lied: „Wir bringen sie zurück, den Bäcker, die Bäckerin und den kleinen Bäckerjungen."

Damit war die königliche Familie gemeint, die man als Brotlieferantin für das hungernde Volk ansah.

Gefangene einer wirren Zeit

Nicht ganz zwei Jahre später, im Juni 1791, versuchte die königliche Familie aus Frankreich zu fliehen, weil sie ihres Lebens nicht mehr sicher war.

In Varennes bei Verdun wurde sie beim Pferdewechsel vom Postbalter erkannt und verraten.

Am 20. Juni 1791 hielt sie ihren zweiten erzwungenen Einzug in Paris, diesmal als Gefangene der Nation. „Madämchen", nunmehr zwölf Jahre alt, erlebte diese demütigende Szene mit Schaudern, aber sie blieb stolz und schaute nur mit Verachtung herab auf diesen Pöbel, der ibre Eltern durch betont freches Verhalten beleidigte. In ihrem süßen Kindergesicht hatte „Madämchen" so viel Geringschätzung und Abscheu, daß ein Nationalgardist die Königin fragte: „Wie alt ist eigentlich das kleine Fräulein, das so stolz blicken kann?"

„Sie ist alt genug, um die Entsetzlichkeit solcher Greuel voll empfinden zu können", sagte die Königin.

Nach dem 10. August 1791 begann die lange Haftzeit im Tempelgefängnis, wo die königliche Familie abscheuliche Demütigungen hinnehmen mußte. Die Bewachung war unhöflich. Tag und Nacht hielten sich die Wächter im Gemeinschaftsraum der königlichen Familie auf. Sie hatten herausgefunden, daß König und Königin den Tabakrauch verabscheuten. Nun rauchten einige Rüpel ganz besonders oft und machten ihre Pfeifen stets vor den Inhaftierten an, wobei sie der Königin den Rauch absichtlich ins Gesicht bliesen.

Königliche Waschfrau

Unter Anleitung der Bewachungsmannschaften mußte „Madämchen" Stube und Flure fegen, mußte waschen und flicken. Das Prinzeßchen tat alles ohne zu murren, ja sogar mit einer gewissen Heiterkeit, die schließlich Eindruck auf diese barten Herzen machte. Es meldeten sich mit der Zeit immer mehr Stimmen, die eine Freilassung der königlichen Kinder verlangten. Was hatten die beiden Kinder schon mit dem Landesverrat zu tun, den man dem König und der Königin vorwarf! Die Eltern waren beschuldigt, Österreicher und Preußen in das Land gerufen zu haben, um das schwankende Königtum mit fremden Bajonetten zu stützen.

Im Januar 1793 wurde die königliche Familie auseinandergerissen, am 21. desselben Monats bestieg Ludwig XVI. das Schafott, im Oktober wurde die 38jährige Marie Antoinette hingerichtet. Der achtjährige Dauphin war von seiner Schwester, dem „Madämchen", getrennt worden. Angeblich hatte man ihn einem Schuster in die Lehre gegeben, aber über sein Los wird auch heute noch gerätselt.

Und „Madämchen"?

„Madämchen" war inzwischen zu einem süßen Backfisch erblüht, aber sie ahnte noch nicht, was mit ihren Eltern und ihrem Bruder geschehen war. In der Konstituante meldeten sich Abgeordnete zu Wort und erklärten: „Wollen wir uns fernerhin noch weiter blamieren, indem wir Krieg gegen ein kleines Mädchen führen? Lassen wir doch die Tochter des hingerichteten letzten Königs frei, sie ist unschädlich, da sie keinen Anspruch auf den Thron erheben kann."

Diktator mit Herz: Napoleon

Inzwischen fraß die Revolution ihre eigenen Väter und Kinder. Danton wurde hingerichtet, Robespierre enthauptet, der Jakobinerklub geschlossen, und die radikalen Banden der Pariser Vorstädte wurden entwaffnet.

Das Direktorium, das die Regierungsgewalt an sich gerissen hatte, wollte hier endlich reine Bahn schaffen. General Bonaparte schlug vor: „Wir tauschen die kleine Prinzessin gegen Kriegsgefangene aus. Uns müssen 1000 französische Kriegsgefangene, 1000 Männer, die wir wieder für unsere Landesverteidigung einsetzen können, wichtiger sein als eine Prinzessin, die wir nur unterbalten müssen. Die französische Republik führt keinen Krieg gegen sechzehnjährige Mädchen."

Wie erstaunt war „Madämchen", als eines Tages das strenge Regime im Gefängnis aufgehoben wurde. Sie bekam plötzlich eine Bedienerin, sie brauchte nicht mehr selbst zu fegen. Die Aufsicht war gelockert, man ließ sie allein in einem guteingerichteten Zimmer. Ihre zu klein gewordenen und verbrauchten Kleider wurden gegen neue schöne Roben umgetauscht. Die Republik spendete ihr sogar vier Kleider, darunter zwei Seidenkleider, dann sechs Paar Seidenstrümpfe, sechs Paar Schuhe, zwei Dutzend Hemden aus feinstem holländischen Leinen und eine grüne Seidenrobe für feierliche Anlässe.

Fortsetzung auf Seite 21

ASTOR

Waldorf-Astoria Cigaretten

Kein Unbekannter durchschreitet je den privaten Eingang zu den Wohntürmen des Hotels WALDORF-ASTORIA in New York. Schon darum, weil dort oben die Nummer 35 A die Zimmerflucht des Präsidenten der Vereinigten Staaten bezeichnet. Auf Einladung des amerikanischen Volkes residieren dort auch andere Staatsoberhäupter und, mehr als einmal, haben auf Zimmer 35 A die Außenminister der Großmächte ihre weltbewegenden Tagungen abgehalten. Die Auslandsabteilung des WALDORF-ASTORIA betreut die Staatsmänner gemäß dem Washingtoner Protokoll.



Familie Langohr beehrt sich anzuzeigen ... *Der Klapperstorch kam in den Zoo. Freudiges Ereignis bei den Tieren. Aus dem großen Babyteich auf dem Dach der Welt brachte Freund Adebar die kleinen spaßigen Kerlchen, die uns Menschen so viel Freude bereiten. Noch ist die Welt so schön und neu für den kleinen Esel Flaps, der sich vergnügt und mit freudigem „Iaaa" in den warmen Sonnenstrahlen tummelt. Struppig ist sein Fell, und mit seinen langen, wackligen Beinen macht er unter Aufsicht der glücklichen Mutti die ersten tolpatschigen Gehversuche. Ja, auch ein Esel-Baby hat's nicht immer leicht. Stimmt's?*



Auf dem Dach der Welt:

Sonderauftrag für den Zoo

Der Storch kam in den Tierpark







Ganz der Herr Papa! *Dumbo ist sich seiner Würde wohl bewußt. Als Urwaldkönig in spe hat man ja Verpflichtungen. Das „Make-up" läßt zwar noch zu wünschen übrig. „Aber wenn Sie ehrlich sind: Als Säugling sahen Sie auch nicht besser aus"*

◀ **Mutti Ranis Sonnenschein.** *Geduldig liegt die Tigermutti in ihrem Käfig, und der kleine Frechdachs kann machen, was er will. Sie knurrt nicht einmal, wenn er ihr auf dem Kopf herumtanzt oder in den Schwanz beißt. Ein Bild fürs Familienalbum*

FORTSETZUNG VON SEITE 18

Tausend Männer gegen eine Frau

Man gab dem Mädchen Papier, Tinte und Feder, auch Zeichenpapier und Farben, daß es sich die Zeit mit Malen verkürzen konnte. Es bekam jede gewünschte Lektüre und durfte sogar einige Adelige empfangen, die aus ihrer Treue zum Königshaus keinen Hehl machten.

Die Zeit des großen Köpferollens und der Hinrichtungen auf öffentlichen Plätzen war ja vorbei, und die Königstreuen durften wieder aufatmen. Von ihnen erfuhr „Madämchen" das traurige Ende ihrer Eltern.

Inzwischen hatte das Direktorium Verbindung mit Österreich aufgenommen. Wien sagte die Freigabe von 1000 französischen Kriegsgefangenen zu.

In aller Eile wurde in den Wiener Ateliers eine prachtvolle Aussteuer genäht; man wußte nicht, daß die französische Republik die Prinzessin inzwischen auch ausgesteuert hatte.

Am 17. Dezember 1795, zwei Tage vor ihrem siebzehnten Geburtstag, durfte die Prinzessin „Madame Royale" Abschied nehmen von den wenigen Getreuen, die sie besucht hatten. Am 18. Dezember, aus lauter Vorsicht kurz vor Mitternacht, wurde die Prinzessin in eine geschlossene Karosse gebracht. Das kleine Hündchen Coco, Geschenk eines Wächters, begleitete sie.

In Wien begann ein neues Leben

Plötzlich war alles wie verändert; man verneigte sich wieder vor der kleinen Prinzessin und behandelte sie mit Achtung.

Ebe sich die Karosse in Bewegung setzte, erschien der Innenminister persönlich und verlas eine Urkunde, in der aufgeführt war, daß Maria Theresia, Tochter des letzten Königs von Frankreich, in guter Gesundheit das Gefängnis verlassen habe und freiwillig ins Ausland gehe. „Madämchen" sollte dieses Dokument gegenzeichnen, und sie tat es mit großer Freude.

Aus dem Gefängnis nahm sie nur ein kleines Spielzeug ihres verschollenen Bruders mit, dann eine goldene Uhr, ein Geschenk der Großmutter an ihre Tochter Marie Antoinette beim Abschied aus Wien. Dann setzte sich der Reisewagen in Bewegung, und einige Tage später wurde die Prinzessin den entgegengeeilten österreichischen Hofbeamten im Dorf Rihen bei Basel übergeben.

Nachdem die Personalien der Heimkehrerin festgestellt worden waren, öffnete sich auch für 1000 französische Kriegsgefangene, die bisher in österreichischem Gewahrsam waren, der französische Schlagbaum.

Am 9. Januar 1796 traf Maria Theresia in Wien ein. Alle Kleider und alle ihre Wäsche, die sie von Frankreich mitgebracht hatte, wurden zurückgeschickt, „Madämchen" mußte Trauerkleider anlegen.

In Hofkreisen wurden bereits Heiratspläne für die kleine Prinzessin geschmiedet, aber „Madämchen" hatte in eine rauhe Wirklichkeit geblickt, die allen diesen Menschen unbekannt war. Sie wußte, wie grausam die Bestie Mensch sein kann, wenn sie losgelassen wird. Sie war über ihr Alter reif geworden, handelte entsprechend und nahm ihr ferneres Schicksal in ihre eigenen Hände. Aus „Madämchen" wurde die Herzogin von Angoulême, eine Persönlichkeit, die später noch tief in die Politik und in das fernere Schicksal Frankreichs und Europas eingegriffen hat.

P. C. E.





Meine Meinung Deine Meinung

Hier haben unsere Leser das Wort; hier kann jeder sein Herz ausschütten. Alle Briefe oder Auszüge daraus veröffentlichen wir ohne jeden Kommentar. Die Meinung eines Lesers ist keineswegs immer die Ansicht der Redaktion. Bitte, geben Sie stets Ihre genaue Anschrift an, damit wir Ihnen antworten können. Anonyme Briefe werden grundsätzlich nicht beachtet.

... aber das Herz ist aus Stein

Die in Heft 14, Seite 6/7, geschilderten Schicksale haben uns eine Flut von Zuschriften gebracht, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten möchten. Nachstehend veröffentlichen wir eine kleine Auswahl dieser Briefe:

Es ist beschämend für den westdeutschen Bundestag, einer Debatte fernzubleiben, bei der es um das Schicksal Deutschlands geht ... *Baldur H., Essen*

Feine Volksvertreter haben wir! Sie gleichen Neureichen und vergessen die Not unserer Brüder, die jenseits einer von uns nicht gewollten Grenze leben müssen.

Heidemarie W., Ingolstadt

Als es um die Wiedervereinigung ging, waren die Sitzreihen im Bundestag leer. Als es aber um die Erhöhung der Diäten ging, schien dieses Narrenhaus zu bersten ...

Hubert W., Karlsruhe

Für die Begriffe Treue und Ehre hat man im Zeitalter der Konferenzen und Verträge nur noch ein Lächeln. Und auf dieser Grundlage wollen wir ein Zusammenleben gestalten? Die Situation, in die sich die Bonner Abgeordneten hineinmanövriert haben, ist allerdings weniger zum Lachen. Gewiß waren die Menschen früher genau so schlimme Schurken, aber für sie bedeutete Treue noch eine moralische Verpflichtung ...

Edmund N., z. Z. Lausanne

Den ganzen Bundestag sollte man zum Teufel schicken. Hände in den Schoß legen und satter Trägheit leben kann jeder ...

Konrad B., Gaggenau/Baden

Die Wiedervereinigung ist nicht zu erzwingen. Das wissen wir alle. Aber mit diesem schlechten Benehmen, das die deutschen Abgeordneten in der Debatte um die Wiedervereinigung zeigten, lassen sich keine Brücken der Verständigung schlagen ...

Heino C., Calw/Wttbg.

... das ganze sogenannte „Hohe Haus" in Bonn ist zu einer Stätte lähmender provinzieller Langweiligkeit geworden ...

Valerian Z., Bad Wildungen

... daß sich von 54 000 in Bonn lebenden Familien nur 11 Haushalte, wie Sie berichteten, bereit erklärt haben, Berliner Ferienkinder aufzunehmen, bestätigt erneut die Versnobtheit und Kaltherzigkeit dieser deutschen Miniaturhauptstadt. Dabei weiß jedermann, daß gerade diese Großstadt-

FORTSETZUNG VON SEITE 2/3

70 Zentimeter zwischen Leben und Tod

akrobaten ihr halsbrecherisches Programm an den Himmel „zauberten". Drei Tage lang sprach, flog und fotografierte sie diese Männer, die sich um Tod und Teufel nicht kümmern.

*

Mit kreischenden Bremsen hielt unser Wagen auf der regennassen Straße vor dem rot-weiß gestrichenen Schlagbaum am Haupttor des amerikanischen Düsenjägerflugplatzes in Chaumont. Ein baumlanger MP-Soldat trat aus dem weißgetünchten Wachhäuschen, blickte erstaunt auf unsere deutsche Autonummer und kassierte unsere Pässe ein. Ein paar kurze Telefongespräche, Wagenkontrolle — dann hob sich der Schlagbaum, und wir fuhren vorbei an riesigen Benzinlagern, Flugzeughallen, vorbei an dem endlos scheinenden Rollfeld und an den Vorrats- und Ersatzteillagern zum Hauptquartier des 48. Jagdbombergeschwaders.

Leutnant Schlimmer, Presseoffizier des Fliegerhorstes, erwartete uns in seinem Büro. Zum erstenmal besuchten deutsche Journalisten diesen Mammut-Flugplatz in Frankreich, der in seiner Anlage einer kleinen amerikanischen Stadt gleicht. Vom Kino bis zur Kirche, von der Kegelbahn und den Klubs bis zu den Kaufläden und Sportanfagen fehlt dem amerikanischen Piloten hier nichts.

Während draußen die regentriefenden Wolken über die romantische Landschaft strichen, saßen wir in unseren bequemen Sesseln den tollkühnsten Piloten der Welt gegenüber: den Todesfliegern von Chaumont. Es sind sympathische und aufgeschlossene Männer, die uns ihre Geschichte erzählten.

Seit vier Jahren bestehen die „Skyblazers". Seit vier Jahren fliegen sie von Flugtreffen zu Flugtreffen in ganz Europa und in Afrika und begeistern Hunderttausende von Zuschauern mit ihren exakt geflogenen Figuren. Mit der Präzision eines Uhrwerks ziehen sie dichtaufgeschlossen ihre gefährlichen Loopings, Rollen und Steilkurven. Nur das grenzenlose Vertrauen zum fliegerischen Können des anderen ließ dieses Team zusammenwachsen. Für sie ist das Kunstfliegen zur Leidenschaft geworden, und täglich, soweit es die Witterung erlaubt, trainieren sie hart und unermüdlich.

Noch immer regnete es in Strömen. Wir hatten Pech. Als wir in Deutschland abfuhren, schien freundlich die Sonne. Jetzt war der Himmel ganz unten. Wolkenfetzen schoben sich langsam über die Dächer der flachen Flugzeughallen hinweg.

Fliegen?

„Unmöglich", sagte Captain Jim Reynolds, der älteste Pilot der „Skyblazers", der schon beinahe seit vier Jahren dazugehört und die Gruppe jetzt führt. „Kunstflüge bei diesem Wetter sind für uns Lebensgefahr."

Immer wieder ließ er sich von der Wetterwarte die neuesten Meldungen geben. Telefone schnarrten. Ein Gespräch nach Wiesbaden. Wir mußten erst die Genehmigung zu einem Flug vom Hauptquartier in Deutschland einholen. Ein paar Stunden später hatten wir sie. Aber was nutzte uns die Erlaubnis, wenn uns der Regen einen Strich durch die Rechnung machte?

Langsam schlichen die Stunden dahin. Wir warteten. Wir warteten drei Tage; dann riß die Wolkendecke auf. Strahlender Sonnenschein lag über Chaumont. Wie Riesenmäuler öffneten sich die eisernen Tore der Flugzeughallen. Kleine Traktoren zogen

Fortsetzung Seite 43

kinder nach ärztlicher Begutachtung dringender Erholung bedürfen.

Oskar O., Baden-Baden

Was nützen Gemeinschaftsverpflegung, Gesundheitsaktionen und Spenden, wenn wir alles ohne ein fröhliches Herz tun...

Hildegard G., Kassel

Das so vielgepriesene deutsche Wirtschaftswunder wirkt sich in dem Moment fatal aus, wenn die Schwachen und Hilfsbedürftigen am Überfluß, der den anderen zugute kommt, nicht teilhaben dürfen. Sie haben ganz recht: „Das Wirtschaftswunder erstickt die Nächstenliebe."

Richard J., Weil a. Rh.

Die Schicksale dieser Kleinen gingen mir sehr zu Herzen. Gerade die Eindrücke der Kindheit sind die stärksten und bestimmen die spätere Entwicklung. Nur hier, glaube ich, könnte man der vieldiskutierten „Einsamkeit des modernen Menschen" zu Leibe rücken und vieles ausgleichen.

Martha C., Herford

Kein Wunder, wenn sich die Kleinen schon in jungen Jahren wie Erwachsene „ausgesetzt" fühlen. Wir verhalten uns kaltherzig und isoliert.

Walter H., Malsch b. Bruchsal

Das Herz wird nicht gefragt

Eine Frau, die ihre Kinder verläßt, um dem Liebhaber zu folgen, ist meines Erachtens eine Rabenmutter, die kein Mitleid verdient („Das Herz wird nicht gefragt", Heft 11). Wenn man ihr nun den kleinen Sohn wegnimmt, so hat sie erfahren, was ihre Taten wert sind. Das Verhalten der italienischen Bevölkerung zeigt, daß man in diesem Land noch Sinn für Recht und Unrecht hat.

Hilde W., Schatersen, Kr. Velzen

Ruf nach dem Frieden

Bleibt uns denn wirklich nichts erspart? Nach Herrn Naumann und Herrn Strasser sind nun auch die Generäle wieder auferstanden. Mit stolzgeschwellter und ordensgeschmückter Brust schießen sie wie die Pilze aus der Erde und führen wie ehedem ihr trauriges Regime. Orden wofür? Für den von Hitler befohlenen organisierten Massenmord, mit dem diese schneidigen Herren mit den Monokeln und blechern knarrenden Stimmen eine ganze Welt ins Unglück stürzten und Frauen ihre Männer, Müttern ihre Söhne und Kindern ihre Väter nahmen.

Das deutsche Volk hat aus dem Elend nichts gelernt. Noch mahnen uns die Gräber auf den Heldenfriedhöfen, noch zeugen die Ruinen unserer zerschlagenen Städte von der Sinnlosigkeit des Krieges, und schon stehen — nur wenige Jahre nach einem grauenvollen Zusammenbruch — dieselben Existenzen mit dem Gewehr bei Fuß bereit, die Menschheit in ein neues Chaos zu stürzen.

Das deutsche Volk braucht keine Soldaten, Generäle und Waffen. Das deutsche Volk braucht Menschen, die den Frieden lieben. *Volker B., Mainz*

Die Ungeheuer sind unter uns!

Sie haben mit der Artikelserie „Wunderwelt der Schöpfung" großen Erfolg. Entgegengesetzt zu vielen anderen ähnlichen Beiträgen in der Presse werden hier keine leeren Hypothesen publiziert. Auch heute noch gibt es Geschöpfe, die in keinem Brehm zu finden sind. Es ist zum Beispiel erwiesen, daß in der riesigen sibirischen Taiga ein Nachfahre des Mammuts lebt. Die dort noch existierenden Exemplare werden ungefähr auf 100 bis 150 Stück geschätzt. Weshalb sollten nicht auch in den unerforschten Urwäldern Afrikas, Australiens und Südamerikas noch Tiere grauer Vorzeit leben?

Wissen Sie auch, daß nach Berechnungen ernstzunehmender Wissenschaftler der Mensch, wenn er sich selbst nicht vernichtet, noch ungefähr 6 Milliarden Jahre leben kann, um dann anderen Geschöpfen Platz zu machen?

Das mag ungöttlich klingen, es ist aber der Schöpferplan, den wir zum Teil erkennen.

Ich kann deshalb nur mit dem berühmten Forscher Heuvelmann ausrufen: „Gnade für die Ungeheuer, die echten Ungeheuer sind unter uns!"

Trüb R., Zürich 10/37

Majestätsbeleidigung?

Zu den Äußerungen „Dämliches Getue", „Karnevalszauber in Monaco" des Willy F., Britzingen, Südbaden (Heft 13, S. 31) möchte ich scharf Stellung nehmen:

In taktloser und beleidigender Weise führt er an: „Zwei bedeutungslose, nichtsnutzige Menschen aus dem Welttheater heiraten!"

Das ist höchster Sarkasmus und freche Aggressivität. Es fehlt hier jede Achtung vor der menschlichen Persönlichkeit.

Das Fürstenpaar von Monaco ist weder bedeutungslos noch nichtsnutzig! Beide Persönlichkeiten haben ihren Werdegang über Wissenschaft und Kunst genommen, ihre Taten getan und die Siegeshöhe erstürmt.

Der „Operettenzauber" ist eine Angelegenheit für sich. Wer Andacht und Würde in sich trägt, konnte die „Hochzeit" tief erleben.

Es ist nicht leicht für einen Fürsten, eine Frau für sein Schloß und sein Herz zu finden. Aber nun dürfen sie trotz Welthaß und Neid glücklich sein.

Helene H., Stuttgart-Degerloch

Ein Freund des „Hauptmanns von Köpenick" bittet ums Wort

Die Auffassung der heutigen Menschen über die naive Einfalt eines rechtskundigen Bürgermeisters, eines preußischen Kassenrendanten und der im königlich-preußischen Drill erzogenen Gardegrenadiere, die auf einen solch plumpen Schwindler hereinfallen konnten, würde milder beurteilt, wenn ihnen ein Bild des echten Hauptmanns von Köpenick zu Gesicht gebracht werden könnte (vergl. „Schuster, Hauptmann, Kassenräuber", Heft 12).

Ich kannte den „Hauptmann" Wilhelm Voigt aus Tilsit persönlich als einen breitschultrigen, großgewachsenen Mann mit einem wohlgepflegten, schlohweißen, buschigen Schnurrbart und durchaus soldatischen Allüren.

Er trat 1909 vier Wochen lang allabendlich im „Wintergarten" in Hannover auf und bewegte sich in Gehrock, weißer Weste und steifgebügelter Wäsche, inmitten des Publikums, Autogramme gebend, als seriöser Plauderer und Unterhalter.

Wir damals in Hannover tätigen Schauspieler und Artisten trafen oftmals mit Wilhelm Voigt zu einem Umtrunk zusammen, und er hielt es für selbstverständlich, daß er von jedermann, auch von prominenten Tischgästen, als „Herr Hauptmann" tituliert wurde. Auch seine Engagementsverträge unterzeichnete er mit „Hauptmann".

Man lachte damals über den Reinfall eines Bürgermeisters und eines königlich-preußischen Gefreiten, vergißt aber heute, daß einige Jahrzehnte später viel höhere Würdenträger und höhere Militärs auf einen größeren und weniger humorvollen Scharlatan hereingefallen sind. Hierbei gab es allerdings nichts zu lachen.

Josef Sch., Neustadt/Schwarzwald

22 Nobelpreisträger trafen sich in

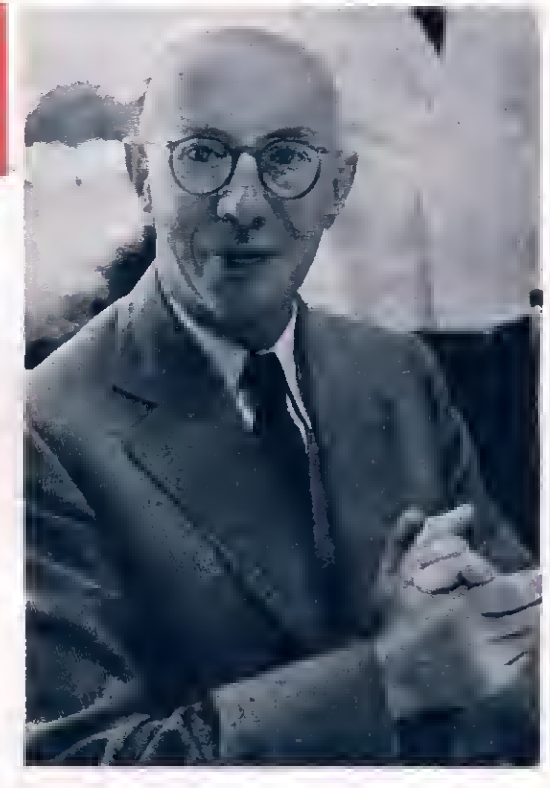
Können sie



Freiwillig auf Gewalt verzichten!

„Ein voller kriegerischer Einsatz der modernen Waffen kann die Erde radioaktiv so verseuchen, daß ganze Völker vernichtet würden. Alle Nationen müssen zu der Entscheidung kommen, freiwillig auf alle Gewalt zu verzichten. Sind sie dazu nicht bereit, werden sie aufhören zu existieren." Mit diesem Appell an die Welt schloß die letzte Nobelpreisträger-Tagung am Bodensee. Sonst freilich hatte sie ihren Zweck verfehlt. Ihr Sinn war es doch, „einem weiten Kreis ein umfassendes Bild des Fortschritts" zu geben. Der weite Kreis aber floh vor der Fülle von Formeln und vor der Unverständlichkeit einer geheimen Spezialistensprache. Professor Heisenberg (Bild) berichtete zum Beispiel mit profunder Gelehrsamkeit, man habe im Atom immer mehr kleinste Elementarteilchen entdeckt, man könne sie aber leider nicht unter einen Hut bringen, mindestens nicht unter den Hut der heute geltenden Theorien. Es gelte darum, eine neue Theorie zu finden. Muß sich hier der Laie nicht mit Grausen wenden? Draußen fliegt die halbe Welt in die Luft, und hier werden Theorien gesucht...

Der Osten weiter als der Westen?



Viel beachtet wurde in Lindau Professor Hertz aus Leipzig. So bereitwillig er sich fotografieren ließ: zu einer Namensunterschrift — und wäre sie das harmloseste Autogramm — ließ er sich nicht bewegen. Ist er gewohnt, daß man mit Unterschriften Mißbrauch treibt? Wie dem auch sei: was er zu sagen hatte, bestätigte den Eindruck, den andere vom Stand der Wissenschaften im Osten nach einer Studienreise heimbrachten. Man ist jenseits des Eisernen Vorhangs weiter, als es der Westen wahrhaben möchte. Die Gelehrten, die Moskaus Akademie der Wissenschaften besuchten, fielen von einem Staunen ins andere. Man baut unter anderem Instrumente, die größer und wirksamer sind als die amerikanischen — ein Synchrotron zum Beispiel, das um vier Milliarden Volt stärker ist als das bisher größte in Berkeley (Kalifornien). Und man plant weitere, die noch zehnmal größer sind. Beide Seiten wollen der Menschheit helfen. Werden sie überhaupt noch Zeit dazu finden?

Lindau:

der Menschheit helfen?

Die Atomphysik hat die Gefahr einer Weltvernichtung heraufbeschworen · Wie kann sie gebannt werden?

Der Tod kommt aus den Regenwolken



Die bittersten Erfahrungen mit radioaktiven Versuchen haben bisher die Japaner gemacht, deren Regierung erst kürzlich die Bevölkerung vor dem Genuß bestimmter Lebensmittel dringend warnen mußte. Kein Wort darüber kam jedoch aus dem Munde des berühmten japanischen Physikers Professor Yukawa, der mit seiner Frau nach Lindau gekommen war (unser Bild). Aber er weiß genau — wie alle anderen am Bodensee versammelten 22 Nobelpreisträger —, daß radioaktive Regen lebensgefährdend sind. Radioaktives Jod zum Beispiel wird mit dem Regenwasser vom Gras aufgenommen und von der Kuh gefressen. Ihr Fleisch und ihre Milch werden verseucht. Schon ein Tausendstel der Menge, die beim Einatmen gefährlich wäre, riefe bei einem Kleinkind, das diese Milch trinkt, schwere Schäden hervor. Ist die Angst vor dem Atomregen wirklich so unbegründet — auch wenn sie von Politikern „amtlich" belächelt wird?

Sicheren Strahlenschutz gibt es nicht!



Während Professor Cockcroft (rechts) — er kommt vom englischen Atomzentrum Harwell — das gute bayrische Bier probiert, fällt im Osten wie im Westen eine Atombombe nach der anderen. Zur Probe! Natürlich nicht für den Ernstfall — man will ja keinen Krieg ... Man läßt sie nur fallen zur „wissenschaftlichen" Erforschung ihrer Wirksamkeit. Ist man sich noch immer nicht darüber klar, daß es einen sicheren Schutz der Bevölkerung vor Strahlungsschäden in einem Atomkrieg überhaupt nicht gibt? Was nutzen uns die vielen Beobachtungsstationen, die man einrichten will, wenn sie uns nicht zugleich sagen können, wie wir uns des unsichtbaren Feindes erwehren können? Ist ein Land erst radioaktiv verseucht, dann bleibt es das auf Jahre hinaus. Selbst wenn die Menschen sich vorübergehend zu schützen wüßten — ihr Hungertod wäre auf jeden Fall besiegelt. Wer wagt es, dafür die Verantwortung zu übernehmen?

Das sind



▲ „... nur für den Fall, daß Sie ein Gespräch über das Wetter beginnen."

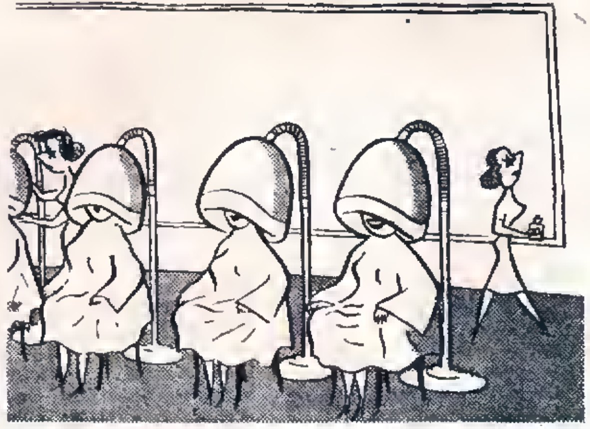


◀ „Bevor Sie anfangen, möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß hier ungefähr meine Nase sitzt!"

haarige Sachen



„Scheitel rechts oder links?"



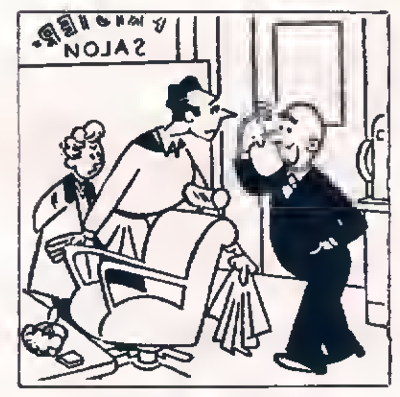
„Haben Sie da drüben Frau Bickel gesehen? Unter der Haube sieht sie eigentlich viel hübscher aus..."



„Welch ein Unterschied gegen Ihr altes Rasiermesser...!"



„Feierabend! Die andere Hälfte schneide ich Ihnen morgen!"



„Potteren, bitte!"

Essen gibt ein Beispiel:

Licht, Luft und freie Bahn. *Wo früher Schutthalden und Kleingärten waren, ist ein großer Spielplatz entstanden. Die Fläche wurde in einzelne Felder aufgeteilt, die entweder einen Sportplatz oder Liegewiesen mit Sandkästen und Turngeräten enthalten. Dazwischen stehen Bänke zum Ausruhen. Im Hintergrund links steht die Spielhalle, die Tischtennisplatten, Geräteraum, Umkleidekabine und schöne Brauseanlagen enthält*



Kinderparadies



Des Tages schönste Stunden ... *Den Kindern stehen modernste Turngeräte aus lackiertem Stahlrohr zur Verfügung, an denen sie ihre Kräfte und Geschicklichkeit messen können. Das abgebildete Gerät dient zum Hangeln: eine gute Übung für die Rückenmuskeln, die bei Stadtkindern durch schlechte Haltung oft verkümmern. Außerdem gibt es noch Kletterstangen, Rutschbahnen, Schaukeln und für die Kleinen ein Karussell*



im Kohlenpott

Deutschlands modernster Spielplatz

Essens Vorort Vogelheim kann sich freuen: zwischen seinen Mietshäusern und Zechen wurde Deutschlands erste „Olympische Musterstätte" errichtet. Auf dem großen Spielfeld können die Kinder nach Herzenslust Sport treiben und herumtollen — abseits von Verkehr und Straßenschmutz. Die Anlage, auf der täglich etwa 500 Jugendliche spielen und Schulen Turnunterricht geben, ist von der Industrie finanziert worden und kostete rund 220 000 DM.





Früh boxt, wer Meister werden will. ▶ *Vom Platzwart können die Jungen und Mädel unentgeltlich Sportgeräte entleihen*



Hier ist das Spielen mehr als Spaß. *Bei der Einweihung des Platzes sagte Ritter von Halt, der Vorsitzende des deutschen olympischen Komitees, daß diese Stätte dazu dienen solle, die Aktivität der deutschen Jugend im Sport zu wecken. Das Spielen von heute führt in der Zukunft zur Meisterschaft. — Tischtennis ist besonders beliebt, die Platten sind meist umlagert von Wartenden und kritischen Zuschauern* Fotos: SCHLITZ

Rate mal!

KREUZWORTRÄTSEL

Waagrecht: 1. nordamerikanischer Pelztierjäger, 6. Reisender, 11. Ort am Staffelsee, 13. Beruf, 14. französischer Schriftsteller, 16. Stangengebiß des Pferdes, 18. letzte Ruhestätte, 20. Altberliner Possenfigur, 22. Insekt, 23. Unsterbliches, 24. Osteuropäer, 26. Hottentottensiedlung, 28. mohammedanischer Name Jesu, 30. chemisches Zeichen für Selen, 31. nordeuropäische Münze, 33. Wiesenlandschaft, 34. flüssiges Fett, 35. Teil der Scheune, 37. Körperorgan, 39. die Liebe im Mittelalter, 41. Gewässer, 42. Augendeckel, 43. nordische Göttin, 45. griechischer Buchstabe, 46. antike Stadt in Kleinasien, 47. Mädchenname, 48. Schiffsströmung, 49. Papageienart, 51. türkischer Titel, 52. Arbeitseinheit, 54. französischer Maler, 56. Ortungsgerät, 58. Veranlagung, 60. griechische Göttin, 61. Skatausdruck, 63. Gesottenes, 64. Gleichwort für anwesend, 65. Verwandter, 66. Körperglied, 68. Regenschauer, 70. Stadt in Ungarn, 72. Zahlengröße, 75. Rennbeginn, 77. spanischer Mädchenname, 78. Hunderasse, 80. Wagnersche Operngestalt, 81. italienischer Maler, 82. Verbrecherin, 83. Sendbote, 84. dänische Insel. — Senkrecht: 1. Durchfuhr, 2. Gebetsschluß, 3. Kindergestalt, 4. Hausknecht, 5. deutscher Erzähler, 6. Fluß im Nordkaukasus, 7. Insel bei Usedom, 8. Richtschnur, 9. Geisteskranke, 10. Aufstellung, 12. einfarbig, 13. Weichselzufluß, 15. oströmischer Feldherr, 17. Stern im Schwan, 19. westfälische Stadt, 21. Rauchfang, 23. Leiste an Geweben, 25. chemisches Zeichen für Tellur, 27. ägyptische Gottheit, 29. Blume, 31. wüst, leer, 32. Waldtier, 34. nordamerikanischer See, 36. Getränkerest, 37. Flüssigkeitsmaß, 38. deutscher Komponist, 40. sozusagen Singular von „alle", 42. Mündungsarm des Rheins, 44. Schieferfelsen, 48. Planet, 50. Verwesendes, 51. Körperreinigung, 53. Raubtier, 54. portugiesische Insel, 55. anhänglich, 57. nicht dick, 58. russisches Nachrichtenbüro, 59. Mischling, 62. Nahrungsmittel, 64. Fürwort, 66. Grundlage, 67. Stadt im Himalajagebiet, 68. alter Mann, 69. jäh ansteigend, 71. Mutter des Apoll, 73. holländischer Männername, 74. Bekräftigung, 76. Mädchenname, 78. Anredeform, 79. Schiffsseite.

SCHLAG AUF SCHLAG

Wer sich den Kopf zerbrechen mag:
Es gebt hier alles „Schlag" auf „Schlag"!

1.

Ich helfe dir von Herzen gern,
und trag' den Titel hoher Herr'n.

2.

Gewichtig ist sehr, wer mich gibt,
am Körper bin ich unbeliebt.

3.

An Kleidern hab' ich Sinn und Zweck,
von Preisen wünscht man mich weit weg.

Auflösungen aus der letzten Nummer:

KREUZWORTRÄTSEL: Waagrecht: 1. Salome, 5 Dakota, 8. Amberg, 9. Aktion, 10. Uno, 12. Ufa, 15. el, 16. RF, 17. hindern, 18. Nitrat, 19. Ration, 20. Passat, 24. Ataman, 28. Erasmus, 29. le, 30. Mal 31. Ort, 32. es, 33. Al, 34. Sermon, 35. Bremse, 36. Tilsit, 37. Erdoel. — Senkrecht: 1. Saturn, 2. Amalfi, 3. oe, 4. Egmont, 5. dafuer, 6. Toledo, 7. Anilin, 10. Uhr, 11. Niagara, 13. Fraktur, 14. ant, 20. Palast, 21. Akelei, 22. Sem, 23. Talent, 24. Amoebe, 25. Ast, 26. Ameise, 27. Nessel. — SILBENRÄTSEL: 1. Urteil, 2. Essen, 3. Brasilien, 4. Eimer, 5. Rakete, 6. edel, 7. Iris, 8. Laterne, 9. Ulme, 10. Niagara, 11. Gockel, 12. Tohuwabohu, 13. Ultimo, 14. Traktat, 15. Nelson, 16. Jller, 17. Chemnitz, 18. Hades, 19. Taifun, 20. Gondel, 21. Ungarn, 22. Theater, 23. Babylon, 24. Ekel, 25. Dosis, 26. Aster, 27. Cherusker, 28. Harmonie = „Uebereilung tut nicht gut; Bedachtsamkeit macht alle Dinge besser." — ZAHLENRÄTSEL: Sedan, Meile, Agave, Remus, Amati, Genua, Dativ = Smaragd, Diamant. — NEUER ANFANG: Rolle, Ohr, Sitte, Elle, Niete, Kissen, aber, Vetter, Amen, Liebe, Jller, Elias, Rat = Rosenkavalier. — AUS ZWEI MACH EINS: 1. Fraktur, 2. Riesling, 3. Usedom, 4. Eremitage, 5. Harlekin, 6. Lotterie, 7. Isolator, 8. Niederung, 9. Gavotte = Fruehling. — ZEICHNUNG: Japan, Tokio.

SILBENRÄTSEL

a — a — an — ard — bat — bri — dan — de — den — den — den — dres — dres — dri — du — du — e — e — e — e — ein — ein — el — er — fe — fre — gat — ba — hy — im — kett — kro — len — ler — li — lo — ma — men — mir — na — na — ne — ni — ni — ni — nie — no — o — ö — rat — re — re — re — ren — rit — ro — se — see — si — sie — sied — sor — te — te — the — tre — tü — ve — ve — ze — zen — zin. — Aus diesen Silben sind 27 Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden. Ihre ersten und dritten Buchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, eine Wahrheit.

1. vertraulich anreden ....
2. männlicher Vorname ....
3. Bericht ....
4. Preßkohle ....
5. Eremit ....
6. Schlachtenort an der Maas ....
7. Geldschrank ....
8. verlassene Gegend ....
9. Ölfrucht ....
10. getrocknete Weinbeere ....
11. Papierbeutel ....
12. See in Lappland ....
13. Novelle von Storm ....
14. inneres Organ ....
15. Oper von Verdi ....
16. römischer Kaiser ....
17. nordisches Wild ....
18. Gewebe ....
19. altes Kriegsschiff ....
20. arabischer Fürstentitel ....
21. alte Stadt am Tigris ....
22. Stadt in Mitteldeutschland ....
23. kleiner Weißfisch ....
24. Liliengewächs ....
25. Artist ....
26. Wanderstämme ....
27. abrichten ....

FORTSETZUNG VON SEITE 6/7

Saal frei für den Heiratsmarkt!

bessern. Im Fall von Ausländerinnen übernimmt die Gattin des Botschafters das Amt der Patin und Beschützerin. Die Siebzehn- und Achtzehnjährigen warten in einem Vorraum der Staatsgemächer bis ihr Name aufgerufen wird, sie treten rasch vor, knicksen, treten ab und sind im gleichen Augenblick zur vielbesprochenen und beachteten Debütantin — zu einer „Deb" — geworden.

Kaum ist der große Tag vorüber, stürzen sich auch schon diejenigen, deren Mittel es gestatten, in den Strudel der Londoner „Season". Das bedeutet wenigstens 50 bis 60 Bälle, ebensoviele Cocktailparties, Rennen, Regatten, Tennisturniere, Film- und Theaterpremieren. Große englische Modehäuser, Hartnell, Stiebel, Worth, sind auf „Deb"-Ausstattungen eingestellt. Besonders wählerische Mütter reisen mit ihren Töchtern nach Paris, wo der Modeschöpfer Heim dafür bekannt ist, daß er kleine Trampeltiere in graziöse Feen verwandeln kann. Das alles, großzügig und richtig gehandbabt, erleichtert einen braven Papa allemal um gute 25 000 bis 30 000 Mark. Diese Summe kann natürlich übertroffen werden. Der Ball, mit dem vor kurzem die junge Gräfin Bunny Esterhazy „herauskam" und der Londons vornehmstes Hotel in eine Südseelandschaft und Dschungelbar mit tropischen Vögeln, Löwen und Tigern verwandelte, ist mit dem Preis von 100 000 Mark nicht zu hoch geschätzt. Damit aber läßt sich ein kanadischer Bäcker- oder australischer Schafzüchter-Millionär nicht verblüffen oder ausstechen.

Der offizielle Ball, der wichtigste der Saison, ist der „Königin-Charlotte-Geburtstagsball", der im Monat Mai im Grosvenor House stattfindet. Die weißgekleideten Mädchen steigen unter den Klängen eines Händel-Marsches vom Balkon in den Saal herab und neigen sich tief im symbolischen Hofknicks. Eintrittskarten zu dieser Affäre sind meist schon zu Weibnachten ausverkauft. In den ersten Frühlingstagen kann man dann in den Zeitungen Inserate lesen wie: „Will wirklich niemand einer enttäuschten Debütantin seine Karte überlassen?"

Es folgen der Ananas-, der Rattenfänger-, der Dolch- und Masken-, der England-, der Rosenball und viele, viele andere, die in Theatern, Palästen, großen Hotels, auf Themsebooten und Landsitzen gegeben werden. Die einstige Gewohnheit, während der Saison ein Haus in London zu mieten, haben die reichen Landbewohner aufgegeben. Ein Teil der Vergnügungen bestebt in den Autofahrten von und zu den Gaststätten, wo ein Aufgebot an Polizisten den Verkebr regelt und nicht selten Hubschrauber auf dem grünen Rasen landen. Im März noch brennen riesige Holzscheite in den Hallen, während man ein wenig später schon im Freien tanzt. Auf den Terrassen sind Büfetts mit Speisen und Getränken aufgebaut, Champagner fließt und Milch für die noch nicht Entwöhnten. Manchmal braten sich die Gäste ihre Leckerbissen eigenhändig auf offenem Grill. Fast täglich liest man in den englischen Blättern Beschreibungen solcher Feste.

Die „Debs", ihre Kleider, Schuhe, ihr Schmuck und vor allem ihre Begleiter werden gründlich unter die Lupe genommen. Was ist der eigentliche Sinn der großen Geldaufwendung, fragt man sich. Prestige? Vergnügen? Es gibt nur eine Antwort: Männerfang. Mit dem Ende der Saison, am 12. August, wenn in Schottland die Jagd beginnt und die besten Leute sich in London nicht mehr sehen lassen, hat so mancher Aristokrat und junger Gardeoffizier seinen Junggesellenstand verloren.

A. Elter

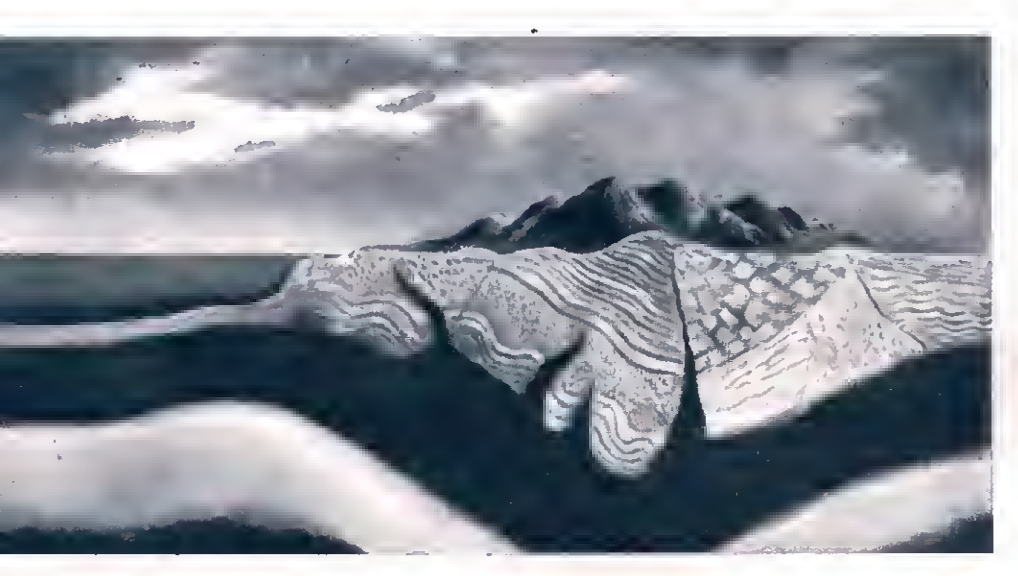
Wunderwelt der Schöpfung 5. FOLGE:

Geboren aus Glut und

Geheimnis über Geheimnis türmt sich vor dem Menschen auf, wenn es um unsere Erde geht, auf der wir leben. Nicht einmal der äußerste Rand der Erdkruste ist heute erforscht, geschweige denn das Innere unseres Planeten. Welch rätselhafte Kräfte sind es, die ihn vorwärtstreiben und dennoch gespenstisch „in der Luft" schweben lassen? Welche Urkraft ist es, die unsere Erde unablässig sich drehen, sich falten und recken, sich aufbäumen und wieder schrumpfen läßt und sie zugleich mit Erdbeben und Vulkanausbrüchen bis ins Innerste aufwühlt?

Erschüttert steht der Mensch vor einem Abgrund seines Nichtwissens, zugleich aber auch voller Ehrfurcht vor einem gewaltigen Wunderwerk der Schöpfung, dessen Rätsel zu entschleiern er nicht müde werden wird.

Die Erde – ein „Weltraumgeschoß aus Eisen und Nickel", das mit rasender Geschwindigkeit, aber auch in ungeheurer Einsamkeit durch den Kosmos jagt. Seit Hunderttausenden, vielleicht seit Millionen von Jahren bietet die Erde dem Menschen Heimat und Schutz vor der Unendlichkeit des Weltraums. Was aber weiß dieser Mensch, der heute vermessen in den Sternenraum vorzustoßen sich anschickt, von dem Boden, auf dem er lebt und der ihn nährt, von „seiner" Erde?

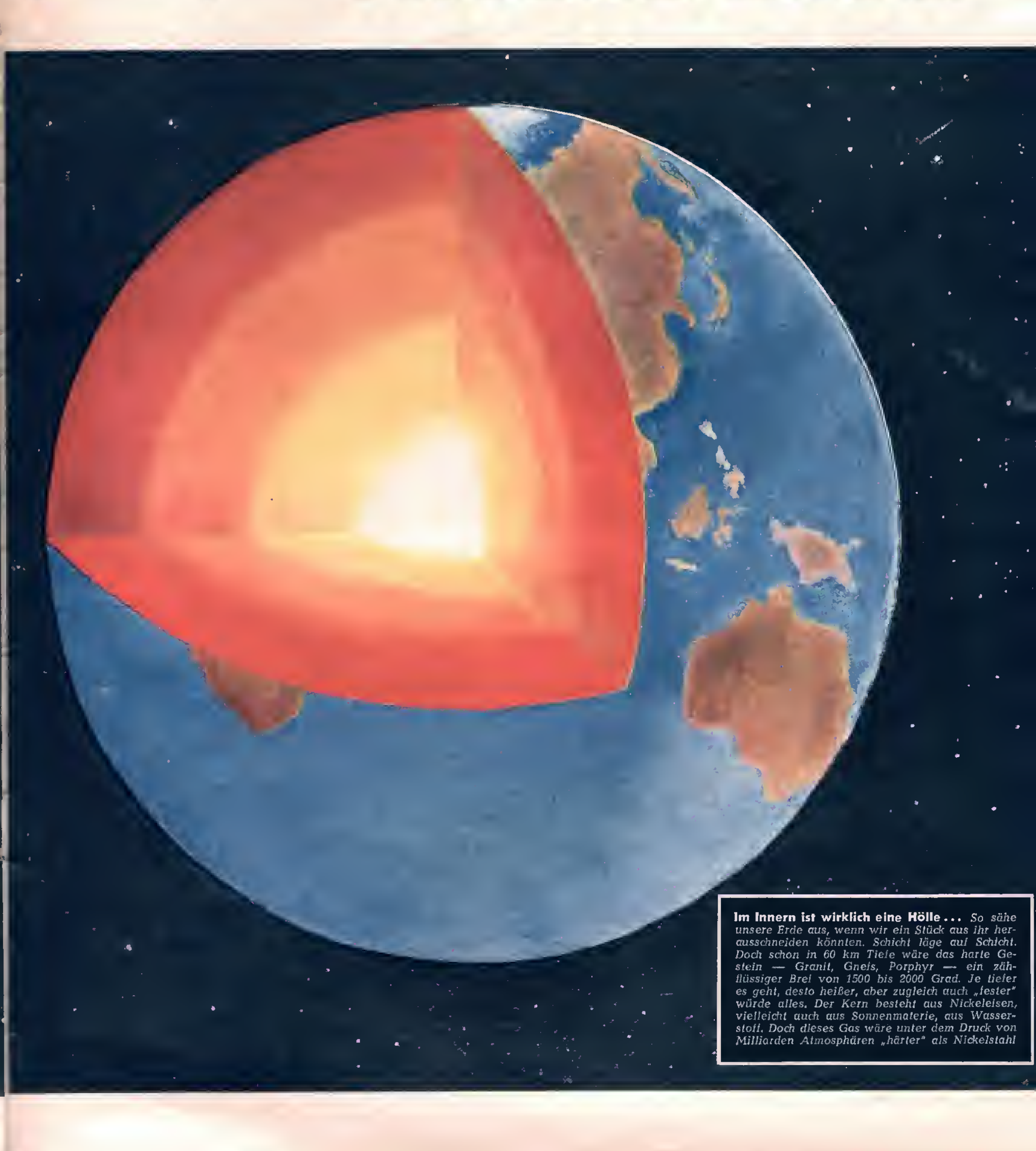


Alle Kontinente schwimmen! *Wie Eisberge im Wasser liegen die viele Kilometer mächtigen leichteren Gesteinsmassen der äußeren Erdschicht in dem schwereren Tiefengesteinsbrei. Nur mit einem kleinen Teil ihrer Maße ragen sie an die „Oberfläche": mit Kontinenten, Gebirgen und Meeresbecken. Der Gesteinsmantel der Erde reicht bis zu einer Tiefe etwa des fünften Teiles des Erdhalbmessers. Schon in 50 bis 100 Kilometer Tiefe geht der harte Stein in zähflüssigen Zustand über. Wie die Schalen einer Zwiebel legen sich die verschiedenen Gesteinsschichten um den höllenheißen, aber ungeheuer dichten Kern der Erdkugel*

Was sagt die moderne Wissenschaft zum ersten Schöpfungstag der Bibel, an dem Gott Himmel und Erde schuf?

FORTSETZUNG NÄCHSTE SEITE

Feuer: UNSERE ERDE



Im Innern ist wirklich eine Hölle . . . *So sähe unsere Erde aus, wenn wir ein Stück aus ihr herausschneiden könnten. Schicht läge auf Schicht. Doch schon in 60 km Tiefe wäre das harte Gestein — Granit, Gneis, Porphyr — ein zähflüssiger Brei von 1500 bis 2000 Grad. Je tiefer es geht, desto heißer, aber zugleich auch „fester" würde alles. Der Kern besteht aus Nickeleisen, vielleicht auch aus Sonnenmaterie, aus Wasserstoff. Doch dieses Gas wäre unter dem Druck von Milliarden Atmosphären „härter" als Nickelstahl*

FORTSETZUNG VON SEITE 32/33

Das Wunder im Weltenraum

Wie unsere Erde entstand

Ein winziges verlorenes Staubkörnchen in einem der unbedeutendsten Sonnensysteme des Weltalls" nannte in einem Vortrag Professor Edwin Henning unsere Erde, dieses unser „Fahrzeug", an das wir unlösbar gebunden sind wie eine Besatzung an ihr Schiff, ganz gleich, „ob wir uns auf dieser Erde vertragen oder einander die zwangsweise gemeinsame Spazierfahrt während unseres kurzen Daseins verleiden".

Ein winziges Staubkörnchen! Wenn wir uns Sonne und Erde einmal auf ein Milliardstel ihrer wahren Größe verkleinert denken, dann sieht das so aus: eine kleine „Erd-Kirsche" von 13 mm Durchmesser, die in einem Abstand von 149 Meter um einen „Sonnen-Medizinball" von 139 cm Durchmesser kreist!

Und diese „Erd-Kirsche" rast durch den Raum mit atemberaubender Geschwindigkeit, und zwar in einer Vielfalt von Bewegungen, die schwindelerregend ist.

In 23 Stunden 56 Minuten 4,05 Sekunden dreht sich die Erde einmal um sich selbst (Rotation). Mit anderen Worten: ein Punkt auf dem Äquator wird in einer einzigen Sekunde um 465 Meter weiterbewegt.

Zu dieser Rotation kommt die „Revolution", die Bewegung der Erde um die Sonne: 925 Millionen Kilometer, das sind 30,4 km in der Sekunde.

Außerdem, und zwar „gleichzeitig", stürmt die Erde als winziges Teilchen des Sonnensystems einem fernen Ziel im Weltenraum zu — von uns aus gesehen dem Sternbild des Herkules. Diese dritte Bewegung (Translation) ist so schnell, daß sie kaum noch vorstellbar ist: 320 km/sec!

Diese drei Bewegungen sind aber noch keineswegs alles. Zusätzlich schleudert, schwankt und tänzelt unsere Erde, sie vibriert um ihre Achse, ihre Pole schwanken, ihre Achse verlagert sich.

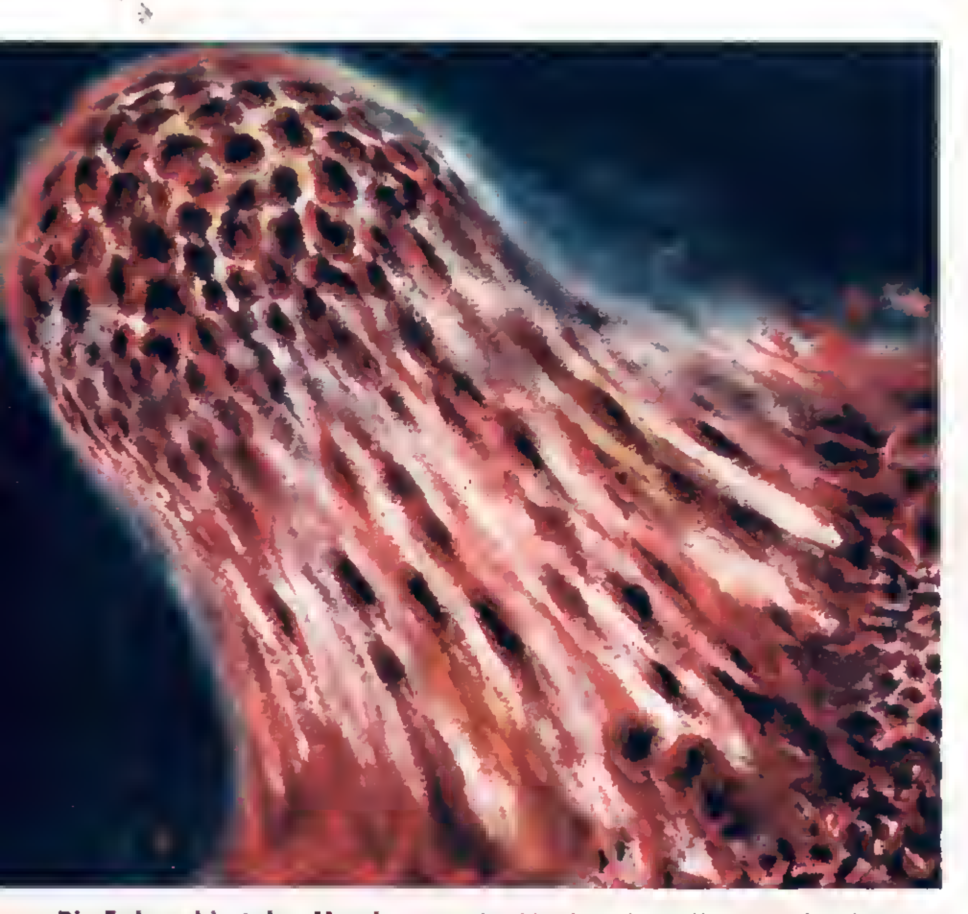
Von all diesen Zerreißproben merkt der Mensch nichts. Seine Wahrnehmungsorgane sind so schwach entwickelt, daß er nicht das leiseste Schwanken der Erdachse verspürt. Für ihn ist der Erdengrund der Inbegriff des Festen und Stabilen, etwas unerschütterlich Ruhendes. Nur der Geist des Menschen errechnet all diese Bewegungen. Er allein vermochte bisher vorzudringen in das Dunkel der Vergangenheit, von der es heißt: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde."

Wer mitten im Winter einmal in den 33—40 Grad heißen Erdquellen Wildbads gebadet hat, der wird sich seine Gedanken darüber gemacht haben, was für ein „Boiler" im Innern der Erde wohl dieses Wasser erhitzt haben mag. Und wer die dampfenden, brodelnden, zischenden Geiser Islands, Neuseelands oder des Yellowstone-Parks bewundern konnte, wird sich die gleiche Frage gestellt haben.

Und erst recht wird der Italienreisende beim Anblick des Ätna, Stromboli oder Vesuv nachdenklich geworden sein: Wie heiß mag es im Innern unseres Erdballs sein, wenn die heraustretende flüssige Lava schon Temperaturen von 1200 Grad aufweist?!

Je tiefer man in die Erde vorstößt, um so heißer wird es. An manchen Orten steigt die Temperatur alle 7 Meter um 1 Grad, an anderen Stellen erst alle 138 Meter. Im Durchschnitt rechnet man mit einem Grad Temperaturanstieg alle 33 Meter. In 50 bis 70 km Tiefe dürften also Temperaturen von rund 2000 Grad herrschen und damit bereits die Steine flüssig werden (Magma).

Geht man noch tiefer, steigen die Temperaturen allerdings langsamer. Die Wissenschaft nimmt an, daß der Erdkern „nur" eine Hitze von 5000 bis 6000 Grad erreicht, ähnlich der, wie sie die Sonnenoberfläche hat. Im Mittelpunkt der Sonne ist es freilich wesentlich „wärmer": 20 bis 40 Millionen Grad! Fortsetzung auf Seite 36



Die Erde gebiert den Mond — *und schleudert ihn glühend in den Raum... Wie ein Tropfen, der sich vom Wasser löst, wurde einst der Mond von der noch flüssigen Erde abgeschleudert. Vielleicht geschah das durch die Anziehungskraft eines vorüberziehenden riesigen Himmelskörpers. Manche Gelehrte verlegen den Ort dieser Mondgeburt dorthin, wo heute die Hula-Hula-Mädchen in warmen Südseenächten ihre Lieder auf den „Mond von Hawaii" singen...*



Im Hexenkessel der Naturgewalten zusammengebraut: *Glühende Gase, brodelndes Gestein, gewaltige Feuersäulen und ohrenbetäubende Explosionen — das war unsere Weltkugel in den ersten zwanzigtausend Jahren nach ihrer Geburt, in jener Zeit, als ihre äußere Rinde abzukühlen begann und sich allmählich eine feste Kruste um das glutflüssige Innere der Erde bildete. Immer wieder brach sie auf in vulkanischen Katastrophen ungeheueren Ausmaßes, bis sich die losen Schlakkenschollen zu großen Kontinenten festigten — lange bevor der erste Regen niederging, sich in Riesenmeeren sammelte*

FORTSETZUNG NÄCHSTE SEITE

FORTSETZUNG VON SEITE 34/35

Wie ist die Hölle im Erdinnern, die Glut „zu unseren Füßen", entstanden?

Die Wissenschaft spricht heute von der Feuergeburt unseres Planeten. Die Erde war einst ein Stern: heiß wie die Sonne, nur viel, viel kleiner. Einige Forscher vermuten, daß sich die Erde einst vom Sonnenball gelöst habe und daher im Kern auch heute noch aus Sonnenmaterie bestünde.

Die Sonne, so erklären Gelehrte, wie der Engländer J. Jeans und der Amerikaner G. Gamow, war einst ein Stern ohne Planetenfamilie. Diesem einsamen Stern begegnete eine ähnliche Sternensonne. Die beiden stießen nicht zusammen. Aber bei ihrem nahen Aneinandervorbeilaufen bildeten sich auf beiden Himmelskörpern gewaltige Gasflutberge — verursacht durch die gegenseitigen Anziehungskräfte. In Form von „Tropfen" rissen sich diese Feuerberge von den Sonnen los. Die einen blieben bei unserer Sonne und bildeten von da aus ihre Planeten. Die anderen aber blieben bei der anderen Muttersonne und verschwanden mit ihr auf Nimmerwiedersehen im All.

Spricht für diese Theorie, so fragen die Forscher, nicht die merkwürdige Tatsache, daß die Drehungsachse unserer Sonne mit der Achse der Planetenbahnen haargenau übereinstimmt?

Nur kurze Zeit mag es gedauert haben, bis die aus glühendem Gas geborene Erde erkaltete. Ein so winzig kleiner Stern, wie es unser heutiger Planet gewesen ist, kann höchstens einhundert Jahre lang glühendgasig in der Weltraumkälte geblieben sein. Schon sehr bald muß er seine Oberflächentemperatur bis unter 2250 Grad abgekühlt haben. Etwa 15 000 Jahre lang wird er glühflüssig geblieben sein. Schließlich — nach Jahrmillionen — bildete sich eine relativ feste, noch immer dunkelglühende Feuerrinde, bis dann vor 1,9 Milliarden Jahren der „Stern" verlosch — aus unserer Erde war ein Planet geworden.

Ganz anders ist die heute vieldiskutierte Hypothese vom „Urknall". Vor fünf Milliarden Jahren explodierte, so heißt es, jener gewaltige Gasball, der bei einer Temperatur von rund einer Milliarde Grad das gesamte heutige All in sich schloß. Durch den Ur-



So entstanden unsere Erdteile. *Erst in der Steinkohlenzeit, erklärte Professor Alfred Wegner, brachen die Kontinente von einer Riesenscholle ab. Vielleicht haben sich Ame-*

Urgrund allen Lebens: die große Wasserflut. *Fast zwei Milliarden Jahre sind vergangen, seit unsere Erde als Stern erlosch. Aber erst als sie sich auf 400 Grad abgekühlt hatte, wurde jenes Element geboren, aus dem seit jeher alles Leben kommt: das Wasser. Unter gewaltigen Explosionen verbanden sich Wasserstoff- und Sauerstoffatome zum ersten Dampftropfen. Kochende Himmelsfluten stürzten seitdem auf die noch dunkel glühende Erde nieder, zischten in gewaltigen Dampfwolken wild empor, stürzten nieder in die Tiefe, kühlten und zerfraßen das Gestein — bis sie endlich in den Urweltmeeren Ruhe fanden*



rika und Afrika erst in der Saurierzeit vor 100 Millionen Jahren voneinander getrennt, und es ist gar kein Zufall, daß ihre atlantischen Küsten so genau ineinanderpassen

krall stob das Weltall auseinander, und die einzelnen Bruchstücke schießen seitdem mit rasender Geschwindigkeit in die Unendlichkeit, nachdem sie sich zu Sternensystemen geordnet hatten.

Einer der „Scherben" des Uralls ist unsere Sonne. Und ein Aschenstäubchen jener ersten Weltentstehungsexplosion ist unser Erdball. Auch er, ursprünglich ein winziger Gasfetzen, losgeschleudert von dem Weltall-Gasball, nahm unter dem Einfluß der Schwere Kugelgestalt an.

„Das ist ja alles Unsinn", meint ein anderer Gelehrter, R. Schwinner. „Unsere Erde kann niemals ein Fixstern, überhaupt nicht irgendeine Gaskugel gewesen sein", denn eine solche kleine Gaskugel hätte in der Nähe der heißen Sonne aufgehen müssen „wie ein Gugelhupf", um sich schließlich im Weltenraum zu verflüchtigen.

Schwinner gehört zu jenen Gruppen von Forschern, die die Behauptung verfechten, unsere Erde sei nicht auf heißem, sondern „auf kaltem Wege" geboren worden.

Ursprünglich war der gesamte Weltenraum gleichmäßig mit feinstverteiltem Materiestaub angefüllt. Durch die Wirkung der gegenseitigen Anziehungskräfte ballten sich einzelne Staubpartikelchen zu schwereren Massen zusammen, wurden zu immer massiveren, meteoritenartigen Körpern, wuchsen größer und größer zu „Planetesimalen", fingen andere ein und verschmolzen mit ihnen, wobei sie sich erhitzten, aufglühten, vergasten, und so bauten sich Sonne, Planeten und Monde auf.

Danach wäre unsere Erde also nie ein Stern gewesen und wäre auch nicht aus der Sonne hervorgegangen. Die Tatsache des glühend-plastischen, vielleicht gasförmigen Erdinnern erklärt diese Hypothese so, daß es sich hierbei nicht um „Restwärme" aus einer einstigen „Sternenjugend" handle, sondern daß sich das Erdinnere durch den Zerfall radioaktiver Stoffe und im Verlauf anderer Prozesse langsam mehr und mehr erhitzt habe, bis solche Temperaturgrade erreicht wurden, daß die Gesteine im Innern schmolzen.

Geburt auf „kaltem" oder „heißem" Wege — die Frage nach dem „Geburtstag" unseres Planeten wurde immer wieder gestellt und immer wieder neu beantwortet. Man versuchte die verschiedensten Methoden, das Rätsel zu lösen.

Man wollte berechnen, wieviel Zeit ein Feuerball von der Größe unserer Erde wohl brauchen würde, um zu erkalten. Die Geologen maßen die Stärke der Ablagerungsschichten und versuchten, die Zeit zu schätzen, in der sich 1 Meter Sedimentgestein abzusetzen pflegt, um daraus auf das Alter der Erde zu schließen.

Ältere Berechnungsversuche gingen sogar davon aus, zu kalkulieren, in welcher Zeit die Flüsse aus den salzhaltigen Gesteinen des Landes die Mineralien ins ursprünglich salzfreie Meer gespült haben mögen, bis der heutige Salzgehalt der Meere erreicht wurde. Aber alle diese Methoden arbeiteten mit zu vielen unbekannten Größen.

Erfolgreich war erst die Anwendung des in jüngster Zeit bei der Erforschung der Radioaktivität erworbenen Wissens: Die physikalisch-chemische Methode der Erdaltersbestimmung ist tatsächlich exakt. Sie geht davon aus, daß radioaktive Stoffe im Laufe der Zeit „zerfallen" und sich in stabilere Substanzen verwandeln. Da derartige Strahlungsstoffe in zahlreichen Mineralien der Erdkruste vorhanden sind, und da weiterhin das „Verwandlungstempo" solcher Elemente bekannt ist, besitzt man hier eine unheimlich genau gehende „Präzisionsuhr".

Die Maßeinheit dieser „Uhr" ist die sogenannte „Halbwertzeit", die Zeitspanne, die vergehen muß, bis sich die Hälfte der vorhandenen Atomkerne des betreffenden Stoffes umgewandelt hat, also zerfallen ist. Bei Uran 1 dauert das 4½ Milliarden Jahre, bei Radium (einer Zwischenstufe des zerfallenden Urans) nur 1580 Jahre, beim Radon ganze 3,85 Tage — die Zeiten sind je nach dem Stoff verschieden. Für die Altersbestimmung der Erde eignet sich vorzüglich die „Uran-Uhr". Wenn Uran zerfällt, sich also leerstrahlt, verwandelt es sich in Blei. 100 Gramm Uran zerfallen in etwa 79 Millionen Jahren zu 1 Gramm isotopischen Bleis.

Mißt man also die Uran- und Bleimengen in irgendeinem uranhaltigen Mineral, etwa dem Tiefengestein der Pechblende, so bekommt man aus einer einfachen Analyse und durch die Berechnung der prozentualen Anteile von Uran und Blei den „Geburtsschein" des Minerals, in dem das Uranerz eingeschlossen war. Dann wissen wir genau, wann das betreffende Mineral erkaltet bzw. erstarrt ist. Denn erst nach dem Festwerden des ursprünglich magmatisch-flüssigen Minerals konnte der Zerfallsprozeß einsetzen.

Mit Hilfe dieser „Uran-Uhr" können wir nun das Mindestalter der verschiedenen Erdperioden bestimmen, können sagen, wann die Riesensaurier gelebt haben, wann die Schachtelhalmwälder die Erde bedeckten, und wissen nun auch, wie alt unsere Erde ist: 1,9 Milliarden Jahre! Es ist das höchste Alter eines Gesteins, das man bisher entdeckt hat: ein uranhaltiges Mineral in Kanada.

Natürlich bezieht sich dieses Alter auf die „Geburt" der Erde als Planet. Ihre Sternenexistenz ist sehr viel älter. Man schätzt sie auf 2 bis 6 Milliarden Jahre.

Vielleicht ist unser guter alter Erdtrabant, für den wir uns meist nur in linden Frühlingsnächten interessieren, erst in recht junger Zeit erstarrt. Man hat nämlich auf der Erde höchst sonderbare Meteoriten gefunden, „Tektite", die möglicherweise von gewaltigen Mondvulkanausbrüchen und Explosionen zu uns herabgeschleudert wurden. Nach den Schichten, in denen man solche Splitter fand, müßten diese Eruptionen auf unserem Trabanten in der Zeit des älteren Diluviums stattgefunden haben. Die Mondvulkane wären also noch in Tätigkeit gewesen, als bereits die Gigantenmenschen in China und Java lebten. Vielleicht sind die südafrikanischen Halbmenschen vor

Fortsetzung auf Seite 43

Riesenmeteor als Geburtshelfer! *Vor einer Milliarde Jahren raste nach Meinung des Gelehrten Professor Quiring ein gewaltiger Meteor flach in die Erde hinein und riß mit ungeheurer Wucht ihre fest gewordene Kruste auf. Durch diese Wunde explodierten aus dem Erdinneren heraus 73 Trillionen Tonnen flüssiger Gesteinsmassen und schossen in den Weltraum (1000 Millionen = 1 Milliarde; 1000 Milliarden = 1 Billion; 1 Million Billionen = 1 Trillion, das heißt eine 1 mit 18 Nullen). Die Erdnarbe nahm später den Pazifischen Ozean auf. Das herausgeschleuderte „kosmische Kind" aber wurde unser Mond: rechts einige seiner Krater am Rande des Ringgebirges Archimedes, einem Teil der Mond-Apenninen*



Zeichnungen: H. Bibow, Text: Dr. H. Schmoll, Mondfoto: Professor Dr. Kiepenheuer

Frank F. Braun schrieb:



Kriminalroman aus unseren Tagen

Der Taxichauffeur Franz Bunte läßt sich von einem Fremden überreden, eine Tote in ihre Wohnung zu schaffen: Carlotta Panelli. Auf der Heimfahrt stirbt Bunte. Todesursache in beiden Fällen: Atropinvergiftung. Die Kriminalpolizei glaubt an Zusammenhänge. In den Taschen des Taxichauffeurs findet Inspektor Jolly die Visitenkarte eines Dr. chem. Sartorius. Er verfolgt die Spur. Der Chemiker bleibt beim Verhör undurchsichtig. Luigi Panelli, der Gatte Frau Carlottas, ist überzeugt, seine Frau habe sich selbst getötet. Opitz, bei Jolly Assistent, entdeckt eine neue Spur: Er gibt sich als Buntes Freund aus und erhält von einem Fremden einen Koffer, der an einen gewissen Rocco gerichtet ist. Inhalt: Marihuana. Die Jagd beginnt. Die Spur führt die beiden Kriminalisten in die Orient-Bar. Dort treffen sie Rocco, einen Neger, der mit Gewißheit dunkle Geschäfte betreibt. Ebenfalls erfahren sie dort die Adresse des Ralf Grinley, der ebenfalls seine Finger im Rauschgiftschmuggel zu haben scheint. Sie besuchen diesen eleganten und großspurig lebenden Sänger. Noch schlägt die Polizei nicht zu. Interessant für beide: Auf dem Klavier bei Grinley entdecken sie die Fotografie Carlotta Panellis. Jolly macht sich Gedanken. Er beauftragt seinen Assistenten, sich mit List in der Orient-Bar Grinley zu nähern. Verkleidet mit einem Bart, begibt sich Opitz mit seiner Frau Valentina dorthin. Durch unvorsichtiges Reden gerät Opitz mit Rocco in Konflikte. Das ganze Unternehmen endete mit einem Tumult, als man Opitz fest beim Arm packte und laut schrie: „Er ist betrunken!" Opitz bekam einen Stoß und stolperte über einen Teppich. Hinter ihm klickte das Schloß.

5. Fortsetzung

Opitz befand sich in einem Büro. Auf dem Rolltisch stand eine Schreibmaschine, eine grüne Lampe verteilte mattes Licht.

Sofort drehte er sich um und warf sich gegen die Tür.

Er schlug mit den Fäusten dagegen, riß wütend an der Klinke und war verblüfft, als die Tür sofort aufging.

Im Saal war nichts verändert. Immer noch tanzten die Paare; denn die Musik spielte nach wie vor.

Nur Ralf Grinley sang nicht dazu. Er war nicht zu sehen, und auch die beiden Männer, die Opitz in das Büro gestoßen hatten, waren verschwunden.

Niemand hielt ihn auf, als er zur Treppe lief.

Auf der Straße wollte er rufen, schreien!

Aber da stand Valentina bei den parkenden leeren Wagen unter der einzigen Laterne, und er stürzte auf sie zu.

„Valentina!"

Zu ihren Füßen lag ein Mann in einer Blutlache.

Er rührte sich nicht.

Er war tot.

Der Mond schien heller als die Laterne. Aber nie mehr würde Ralf Grinley ihn besingen können.

„Was ist passiert?" schrie Opitz.

„Ich weiß es nicht", sagte Valentina mit zuckenden Lippen. „Er war neben mir. Ich dachte, er wollte mich an den Wagen bringen. Da fiel er um."

Opitz mußte rasch beide Arme ausbreiten; auch Valentina schien umfallen zu wollen. Er fing sie auf. Er küßte sie, die blassen Lippen, die geschlossenen Augen, die Wangen.

„Tina — Liebste — Geliebte!"

Da schlug sie die Augen auf.

„O Paul, bring mich hier weg. Laß uns fliehen, ganz schnell! Ich glaube, sie wollten nicht ihn, sondern dich töten!"

Sie lag zitternd an seiner Brust.

Über den Fahrdamm kamen Leute. Ein Mann legte die Hände als Schalltrichter um den Mund und rief zur Eckwirtschaft hinüber:

„Überfallkommando!"

Der hemdsärmelige Wirt im offenen Fenster lief zum Telefon. Der lange Neger kam aus dem Kellereingang.

„Was ist los? Wer ruft hier nach der Polizei?"

Zwei Männer entfernten sich grußlos und sehr beeilt.

Dann war ein Polizist zur Stelle.

„Was ist hier geschehen? Ist der Mann tot?"

Der Wachtmeister beschäftigte sich kurz mit dem Mann am Boden; dann richtete er sich wieder auf.

„Tot", sagte er, „von hinten erstochen."

„Wenn du neben ihm warst, Tina", sagte Opitz leidlich gefaßt, „mußt du doch gesehen haben, wer ihn erstach."

„Er fiel plötzlich neben mir um", wiederholte Valentina mit klagender, kleiner Kinderstimme. „Ich habe nicht einmal einen Schritt gehört."

Der Wachtmeister wandte sich ihr zu.

„Sie kannten den Mann, wenn Sie neben ihm waren. Sind Sie seine Frau?"

„Meine Frau", verwahrte sich Opitz. Dann nahm er den Beamten beiseite und sprach mit ihm ein paar Worte.

„Tina, Liebling, kannst du in einem Taxi ohne mich nach Hause fahren? Ich muß auf Inspektor Jolly warten!"

„Gewiß", sagte Valentina tapfer. „Ob es der Neger war, Paul?"

Er sah sorgenvoll in ihre flackernden Augen.

Warum mußte sie so etwas Gräßliches erleben. Schon verwünschte er, sie mitgenommen zu haben. Aber was sagte sie: der Neger...? Er schaute sich um. Wo war der Neger geblieben? Er fand ihn nicht.

„Seine Schuhe knarrten, die hellen gelben Schuhe, erinnerst du dich? Du hast aber keine Schritte gehört."

„Gehen Sie bitte weiter", befahl der Wachtmeister, und er schob die wenigen nächtlichen Passanten ein Stück vor sich her.

„Paul, ich möchte bei dir bleiben."

„Jetzt passiert sicherlich nichts mehr, Tina."

„Ich möchte hierbleiben."

„Dann bleibe", sagte er nicht unfroh.

Blauweiß flackerndes Blinklicht wie von einem Leuchtturm kam die Straße herauf. Ein Polizeiwagen fuhr an den Randstein. Vier Beamte sprangen ab.

„Unfall? Tot?"

„Mord", sagte Opitz, und er mußte sich räuspern. Gerade machte ihm der Gedanke zu schaffen, den Valentina vorhin geäußert hatte. Sie haben nicht den Sänger töten wollen, sondern dich! Armer Ralf Grinley, konnte so schön singen. Und der neue teure Wagen...

„Stich von hinten ins Herz", sagte jemand, „muß ein langes Messer gewesen sein."

Dann hoben sie Ralf Grinley auf.

„War wohl Eifersucht? Ist ja eine hübsche Puppe, die da in schwarzer Seide."

„Kameraden, nun man ruhig", riet der Wachtmeister, der schon länger am Tatort war, und er warf Opitz einen sichernden Blick zu, ob der vielleicht lospoltern würde.

Aber Opitz ging einer unauffälligen schwarzen Limousine entgegen, die gerade heranfuhr. Er kannte Herrn Jollys kleinen Wagen. Valentina stand einen Augenblick allein.

Da sagte eine Stimme, die sie gut kannte und die sie in dieser Sekunde doch erschreckte:

„Guten Abend, Valentina. Was machen Sie hier?"

Valentina starrte den Mann wie eine Erscheinung an. Dann faßte sie sich.

„Ob, Herr Panelli..."

Panelli hatte den Hut abgenommen und hielt ihr die Hand entgegen. Sie ergriff sie und gab ihm seine Frage zurück:

„Was machen S i e hier?"

Der Inspektor kam heran und grüßte knapp.

Opitz tauschte mit seiner Frau einen Blick.

„Ich muß hinunter, Tina, fahre bitte nach Hause", und er lief mit den Beamten davon.

Valentina berührte Panelli beim Arm.

„Helfen Sie mir", bat sie. „Ich war mit meinem Mann in der Kellerbar. Es ist etwas Schreckliches passiert."

Der Italiener nickte.

„Ich sah den Toten. Ein Mord wahrscheinlich."

Er sah den Inspektor an. „Wie gut, daß Sie sofort zur Stelle waren."

„Leider nicht sofort", sagte Jolly kühl. Und zum drittenmal fiel die Frage:

„Was machen Sie hier, Herr Panelli?"

„Ich kam zufällig her. Dort steht mein Wagen."

„Waren Sie in der Orient-Bar?"

Der Gefragte zögerte nur ganz kurz. Wahrscheinlich überlegte er lediglich die rechten Worte.

„Ja, ein paar Minuten."

„Zufällig, sagten Sie?"

„Oder auch nicht. Ich sah Frau Valentina mit ihrem Mann hinuntergehen und folgte ihnen."

„Dann waren Sie nicht nur ein paar Minuten im Lokal."

„Ich habe nicht auf die Zeit geachtet."

Valentina rief dazwischen:

„Ich habe Sie nicht bemerkt. Wo saßen Sie?"

„Hinter Ihnen in einer Loge. Ich wollte nicht stören, nur sehen", sagte Panelli unklar. „Darf ich Sie nach Hause bringen?"

Er sah erst Valentina, dann den Inspektor an.

Jolly sagte:

„Ihr Mann hat hier noch länger zu tun. Wir müssen die Namen aller Besucher feststellen."

Er ergriff ihren Arm und zog sie ein Stück beiseite.

„Sie haben wirklich keine Ahnung, wer den Sänger erstach? Es ist unbegreiflich, wenn der Mann neben Ihnen war."

„Ich habe nichts gemerkt." Valentina schluckte mühsam. „Ich weiß, ich spüre selber, das klingt unglaubhaft. Aber es ist die Wahrheit, Herr Jolly. Er war neben mir, wir liefen die Treppe hinauf. Ich war ein wenig vorweg, denn ich hatte Angst. Auf der Straße stolperte er. Ich achtete nicht darauf, ich hielt nach Paul Ausschau und wollte gerade rufen, da fiel er um und blieb liegen."

Jolly sah in ihre dunklen Augen. Sie waren entsetzt geweitet, als erlebe sie die Minute noch einmal.

„Es ist gut", sagte er, „ich vermute, Sie können mir hier nichts nützen, Frau Opitz. Fahren Sie nur mit Herrn Panelli nach Hause."

Sie reichte ihm zaghaft die Hand.

„Sagen Sie es bitte meinem Mann?"

„Gewiß", versprach er, und er ließ viele Worte, die ihm auf der Zunge lagen, ungesprochen.

Panelli machte die Wagentür auf.

„Bleiben Sie vorn bei mir", bat er,

Fortsetzung nächste Seite

Die „Bunte Jllustrierte" erscheint alle 14 Tage bei Burda Druck und Verlag G.m.b.H., Offenburg · Herausgeber: Dr. Franz Burda

Chefredakteur: Bernd Rutand

Redaktion: Dr. Hans Schwalbe, Paul Karalus, Hasso-Heinz Sklarz. Graphik: Bernhard Freyhoff

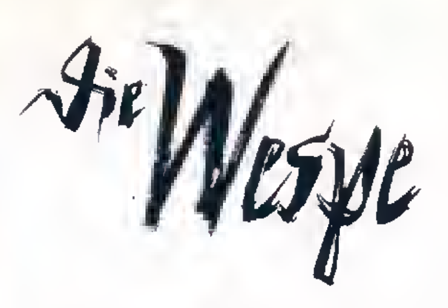
Herstellung: Hermann Schlosser. Anzeigenleiter: Wilhelm M. Schatz. Redaktion und Verlag: Offenburg/Baden. Telefon 2351—2355. — Münchner Büro: München 2, Türkenstraße 3; Telefon 29 06 41. — Zurzeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 14 vom 1. 12. 1955 gültig. — Konten: Volksbank Offenburg 22 46, Postscheck: 155 42, Karlsruhe. — Bezugspreis durch die Post monatlich 1.— DM (einschließlich Postzeitungsgebühr) zuzüglich 6 Pf Zustellgeld. — Einzelpreis 50 Pf durch Boten frei Haus zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr. Auslandspreise:

Australien sh	1/9	Finnland . . . Fmk.	45,—	Luxemburg bfrs.	7,—	Schweden . . skr.	—,75
Belgien . . bfrs.	7,—	Frankreich . . ffrs.	50,—	Norwegen nkr.	1,—	Schweiz . . . sfrs.	—,60
Canada . . can. $	—,20	Griechenland Dr.	5,50	Österreich ö. S.	3,50	Südafrika . . sh	1/6
Dänemark dkr.	1,—	Holland . . . hfl.	—,60	Saarland . ffrs.	50,—	Türkei . . . . Türk. £	—,60
England . . sh	1/3	Italien . . . . Lire	100,—	Spanien . Pts.	9,—	USA . . . . . US $	—,20

Für Herausgabe und Auslieferung verantwortlich in Österreich: Hermann Waldbaur, Wien 6; Salzburg 1; im Saarland und in Frankreich: Julius Seibert, Saarbrücken 3, Dudweiler Str. 39 Das Führen unserer Zeitschrift in Lesezirkeln ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig — Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Rückporto beiliegt. —

FORTSETZUNG VON SEITE 39





lief um den Wagen herum und stieg auf der anderen Seite ein.

Er fuhr schnell und sprach nichts. Sie merkte bald, daß er sie nicht nach Hause, sondern in die Wagnerstraße fuhr.

Vor der Villa hielt er.

„Ich bin müde", sagte Valentina.

Er stieg aus.

„Das glaube ich Ihnen nicht. Sie können bestimmt nicht schlafen. Lassen Sie uns etwas trinken. Ich fahre Sie dann nach Hause."

Er bemerkte ihr Zögern.

„Was wollen Sie allein in Ihrer Wohnung? Sie fürchten sich. Ihr Mann hat noch lange zu tun."

Valentina stieg aus. Lautlos schloß er die Wagentür, um niemand im Haus zu wecken.

Sie durchschritten die Halle. Der Teppich verschluckte das Geräusch ihrer Tritte. Panelli öffnete die Tür in die Bibliothek. Einen Augenblick standen sie im Dunkeln. Panelli umfaßte sie. Valentina griff hinter sich und fand den Lichtschalter neben der Tür. Der venezianische Leuchter flammte mit acht kleinen Sonnen auf. Panelli ließ sie sofort los.

„Stolpern Sie nicht", sagte er nachträglich und rückte für sie den Ohrensessel ein wenig vom Kamin ab.

Valentina setzte sich, versank in den wuchtigen Polstern und kam sich erdrückt vor — nicht nur von diesem Sessel. Panelli schloß die Truhe an der Wand auf. Die Innenseite des Deckels war ein Spiegel, und man sah die Flaschen und Gläser verdoppelt.

„Whisky?", fragte er.

Valentina zuckte die Achseln. Da kam er mit der Flasche und den Gläsern an den Tisch. Er goß ein. Valentina sah den schwarzen und den weißen Hund auf dem Etikett an.

»Ich hätte nicht mitgehen sollen«, dachte sie. Aber nun war es zu spät.

Seine lange, schmale Hand kam über den Tisch und schob ihr das Glas näher.

„Möchten Sie Wasser dazu, Eis?"

Sie schüttelte den Kopf und starrte auf seine Hand.

„Trinken Sie. Es hat Sie sehr entsetzt, nicht wahr? Kannten Sie den Toten?"

Sie nahm das Glas und führte es zum Mund. Dabei sah sie immer noch auf seine Hand. Natürlich war das alles Unsinn. Sie tat einen großen Schluck und schüttelte sich. Ihre Kehle brannte, und ein heißes Gefühl ließ sie spüren, wo der Magen saß.

„Ich kannte ihn nicht, aber ich habe einmal mit ihm getanzt."

Er tat verwundert.

„Tanzen Sie mit Männern, die Sie nicht kennen?"

Sie trank ihr Glas aus und setzte es auf den blanken ziselierten Tisch zurück.

„Mein Mann kannte ihn. Es war der Sänger Ralf Grinley."

Panelli gab das Versteckspiel auf, er nickte.

„Ich weiß es. Ich sah Sie mit ihm tanzen. Sie wissen nicht, daß er mir nur eine Minute zuvorkam. Ich war auf dem Weg zu Ihnen, als Ihr Mann Sie am Tisch allein ließ."

„Ach!"

Es gelang ihr endlich, von seiner Hand und der beschmutzten Manschette wegzusehen. Sie blickte ihm ins Gesicht.

„Also kannten Sie Ralf Grinley auch?"

„Nein", antwortete Panelli. „Ich war nie vorher in jenem Lokal."

Sie schob ihm ihr geleertes Glas hin; er lachte leise und füllte es. Valentina wußte selber nicht genau, ob sie ihm glaubte. Was hatte ihm der Privatdetektiv verraten, von dem er ihr erzählt hatte?

In ihrem Kopf verwirrte sich einiges, und sie vermochte nicht mehr so recht Ordnung in die Gedanken zu bringen. Sie hüpften wie Lämmer auf der Wiese durcheinander.

„Wird es besser?" fragte er sanft, und seine braunen Augen streichelten sie.

„Ich war gar nicht richtig traurig", gestand Valentina, nippte an ihrem Glas und sah ihn über den feuchten Rand an. „Ich kannte ihn doch kaum. Es tat mir nur leid. Ich glaube, er war nett."

„Zu Ihnen werden in den nächsten zwanzig Jahren alle Männer immer nett sein."

„Das ist überflüssig", sagte sie.

Er lächelte und schüttelte den Kopf.

„Sie würden das schon vermissen. Man braucht die Bewunderung als weibliches Wesen."

„Ich nicht. Ich bin verheiratet, und ich liebe meinen Mann."

„Natürlich. Das ist das eine hübsche Fenster, durch das Sie auf das Leben schauen. Aber reicht Ihnen dieser kleine Ausschnitt wirklich? Für so klein und begrenzt halte ich Sie nicht, Valentina."

Sie spürte die Wärme, die anfangs nur im Magen gewesen war, jetzt im ganzen Körper. Es war, als ob das Blut sang.

„Ich liebe Paul. Und wenn man zuviel will, geht alles schief."

„Sie tragen doch nicht nur ein einziges Kleid", sagte er und rückte seinen Sessel ein wenig näher.

Valentina dachte nach.

Es war etwas mühsam, aber sie fand eine Antwort.

„Eines zur Zeit", sagte sie, „also im Grunde doch immer nur eines."

„Eines nach dem anderen", verbesserte Panelli, „und ich würde gar nicht

einmal wünschen, daß Sie das abgelegte Kleid verbrennen."

Auf seinen gutgeschnittenen Römerkopf fiel das volle Licht. Es zeichnete ein paar Falten unbarmherziger und ließ das Grau an den Schläfen aufleuchten, aber es verstärkte auch den Glanz der dunklen Augen.

Und als seine schmalen Hände über die Sessellehne näherkamen, wich Valentina nicht aus. Sie saß reglos. Das Blut rauschte. Er hob ihre Hände zu seinen Lippen und küßte sie einzeln, langsam, zärtlich und bedeutungsvoll.

„Valentina", sagte er leise, „ich möchte, daß Sie mir vertrauen. Das wäre ein Anfang. Mehr wünschte ich nicht."

Sie sah ihn an mit einem Lächeln, das keines sein sollte; denn sie war viel zu sehr außer sich.

„Vertrauen", wiederholte sie, „jenes, mit dem man in den Löwenkäfig tritt, hoffend, daß man nicht zerrissen wird."

Er ließ sich aus dem Sessel gleiten und kniete vor ihr.

„Valentina", sagte er, schob ihren Rock ein wenig nach oben und küßte ihre Fußfesseln, „es geschieht doch niemals etwas gegen Ihren Willen. Wissen Sie das nicht?"

Sie hob seinen Kopf auf. Jetzt lächelte sie wirklich. Behutsam schob sie ihn in seinen Sessel zurück.

„Versprochen?" rief sie.

„Fest versprochen", versicherte er. Sie schien aufzuatmen.

„Dann ist es gut. Trinken wir auf eine gute Kameradschaft, oder wollen Sie es Freundschaft nennen?"

„Nennen Sie es, wie Sie wollen", sagte er, „wesentlicher ist, was dahintersteht."

„Haben Sie sich verletzt?" fragte Valentina und setzte das Glas endgültig aus der Hand. Keinen Tropfen mehr! Sie wies auf seinen Ärmel und die rechte Hand.

Er sah den dunklen Fleck im grauen Wollstoff und auf der Hemdmanschette.

„Ich wüßte nicht", sagte er ganz ruhig. „Wie unangenehm. Es wird roter Wein sein."

Er zog sein Zigarettenetui und hielt es ihr entgegen. Sie kannte es. Er war sehr stolz darauf. Es war aus Gold und wies in der oberen Ecke die Münzprägung eines Cäsarenkopfes. Es gab nur ein Dutzend davon in Italien. Valentina schüttelte den Kopf. Sie blies ein paar Haare aus der Stirn. Ihr war heiß.

„Ich möchte jetzt gehen", sagte sie. „Bitte bringen Sie mich nach Hause!"

Er erhob sich sofort, und sie gingen hinaus.

Vor der Tür, auf dem Kiesweg bis zur Straße, legte er seine Hand in ihren Unterarm.

„Ich danke Ihnen", sagte er. „Die halbe Nacht ist nun wenigstens herum. Übermorgen wird meine Frau beigesetzt. Ich denke, danach wird es etwas besser werden. Die Nächte sind grauenhaft."

Valentina sah ihn tröstend an.

„Es muß schrecklich sein", gab sie zu. „Nehmen Sie ein Schlafmittel?"

„Nein", er schüttelte auch noch den Kopf, „es würde übrigens nicht wirken. Das alles sitzt viel tiefer."

Kein Mensch befand sich außer ihnen auf der Straße.

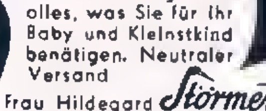
Panelli schloß den Wagen auf. Sie stieg ein. Er lief wieder auf die an-

Fortsetzung nächste Seite

Unsterblich

Die vierzig Mitglieder der Académie Française werden im Volksmund die „Unsterblichen" genannt, sie hören das auch selbst gern. Einer von ihnen tadelte seine Haushälterin: „Eugénie, der Zugwind! Schließen Sie doch die Tür! Unsterblich bin ich nur, solange ich lebe ..."





FORTSETZUNG VON SEITE 41

Die Wespe

dere Seite. Er fuhr ungeschickt mit einem Ruck an. Valentina streckte die Beine weit vor. Sie spürte etwas unter den Schuhen und bückte sich.

„Was liegt hier?"

Er antwortete gleichgültig mit der Gegenfrage:

„Liegt dort etwas?"

Sie schrie nicht auf. Sie war viel zu entsetzt, als sie ein langes, blutiges Messer aufhob und plötzlich in ihren Fingern sah.

Panelli warf einen Blick zur Seite und bremste sofort.

„Was ist das?"

Das Messer lag auf Valentinas Schoß. Sie hatte es fallen lassen. Der Wagen hielt. Sie starrten einer den anderen an.

„Werfen Sie es fort", sagte er atemlos, „zum Fenster hinaus!"

Valentina schüttelte den Kopf.

„Dafür ist es zu spät", sagte sie, und es klang, als bedaure sie einiges, „das hätten Sie viel früher tun müssen."

„Halten Sie mich für den Mörder?" rief er.

Valentina schwieg und sah mit innerem Schauder auf das Messer.

Er packte ihren Arm.

„Valentina, halten Sie mich für den Mörder?"

Sie antwortete langsam:

„Wer würde Sie jetzt nicht für den Mörder halten? Fahren Sie zurück. Inspektor Jolly wird noch in der Orient-Bar zu finden sein."

„Valentina", er hielt mit Anstrengung seine Stimme in der Gewalt, „es kann sein, daß andere meinen, ich habe den Sänger getötet. S i e dürfen das nicht glauben. Sie als einzige nicht! Ich flehe Sie an, schenken Sie mir das vorhin versprochene Vertrauen."

Valentina schwieg, dann sagte sie müde: „Was würde Ihnen das nützen . . ."

Der Druck seiner Finger um ihren Arm wurde schmerzhaft.

„Sie müssen mir glauben. Nur das ist wichtig. Weshalb hätte ich den Mann, den ich gar nicht kannte, ermorden sollen?"

Valentina holte tief Atem.

„Weil er der Liebhaber Ihrer Frau war", sagte sie.

„Was reden Sie da?"

Sie bewegte leicht nickend den Kopf.

„Und die Polizei weiß das."

Er ließ sie los.

„Die Polizei kann das nicht wissen. Ich hatte einen Privatdetektiv beauftragt. Ich erfuhr, daß Carlotta mich betrog, aber . . ." er beendete seinen Satz nicht und starrte vor sich hin.

„Armer Freund", sagte Valentina weich.

Der Tonfall traf ihn. Er war einen Augenblick nicht Herr seiner selbst, er preßte sie an sich und küßte ihren Hals und das Haar. Er vergrub sein Gesicht in die Beuge ihres Armes, spürte die weiche Wärme ihrer Brust und lehnte den Kopf an.

Sofort stieß sie ihn zurück.

„Sie sind wahnsinnig! Was tun Sie! Hier liegt das Messer, mit dem vor kurzem ein Mensch ermordet wurde."

Er richtete sich sofort auf, als habe sie ihn nicht nur zurückgestoßen, sondern geschlagen. Er schien ernüchtert und sagte:

„Ich habe ihn nicht erstochen."

Fortsetzung folgt

FORTSETZUNG VON SEITE 37

Geboren aus Glut und Feuer: UNSERE ERDE

800 000 Jahren schreckensbleich vor den herabstürzenden Mondgeschossen in die Höhlen beim heutigen Svartkrans geflüchtet, wo wir heute ihre versteinerten Knochen finden?

Manche Forscher nehmen an, daß der Mond genau so alt sei wie unsere Erde und daß er einst als selbständiger Planet zwischen Erd- und Marsbahn um die Sonne kreiste, später dann von der Erde eingefangen wurde und seitdem, um unseren Planeten kreisend, seine Reise fortsetzt. Von anderen Hypothesen berichten unsere Bilder.

Gewaltig müssen die Weben gewesen sein, die die Erde bei dieser Mondgeburt ertrug. Wahrscheinlich ist erst bei dieser Katastrophe die Kippung der Erdachse erfolgt, der wir heute unsere Jahreszeiten verdanken. Ohne sie gäbe es keinen Frühling, keinen Sommer, keinen Herbst noch Winter, nur ein stets gleichbleibendes Klima. Sicher hat jene Mondabreißung auch die seltsame Kreiselbewegung der Erdachse verursacht, die zu der rückläufigen Bewegung des Frühlingspunktes führt. Und noch etwas verdankt die Mutter Erde ihrem Mondkind: Die Riesennarbe bildete das gewaltige Becken (nach Quiring u. a.), in dem sich später ein großer Teil der herniederprasselnden Urregenmassen sammeln konnte. Jene erste „Wasserwerdung" innerhalb der glühendheißen Erdatmosphäre muß ein Schauspiel wahrhaft kosmischer Größe gewesen sein. Auch nach dem Verkrusten der Erdrinde herrschten ja noch Höllentemperaturen von 500 Grad an der Erdoberfläche. Immer noch jagten ununterbrochen Eruptionen von Glut- und Gasmassen aus der Tiefe und verpesteten die sich bildende Atmosphäre aus Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Kohlendioxyd mit ihren Vulkangasen. Und in diesem brodelnden Hexenkessel, der durchzuckt wurde von nicht endenden Blitzen, in diesem Inferno geschah — als endlich die Temperatur sich bis zu einer bestimmten, auf chemischen Gesetzen beruhenden Grenze (374 Grad) abgekühlt hatte — unter explosionsartigen Erscheinungen die Geburt des ersten Wassertropfens, des ersten Wasserdampfpartikelchens aus den vorher getrennten Gasen Wasserstoff und Sauerstoff. Immer größere Massen von Wasserdampf brodelten und kochten auf und nieder, stürzten schließlich als Urregen, als kochende Himmelsflut auf die glühendheißen Erdgesteine, zischten wieder empor, brachen als wahre Himmelsgeiser wieder hernieder, stürmten abermals in den Raum, sammelten sich schließlich als brüllende, heiße Wasserwüste auf der Erde, bis sie endlich in den Becken der Urmeere Ruhe fanden.

„Aus Feuer geboren, wird die Erde dereinst wieder im Feuer vergehen", verkündete Heraklit, der griechische Philosoph, der den ewigen Wandel aller Dinge lehrte. Behält diese Prophezeiung recht? Wie sich heute die Wissenschaft zu dem Problem eines Feuertodes der Erde stellt, darüber wird in einer späteren Folge berichtet werden.

Nächste Folge:

„... und es ward Licht"

Wie unsere Sonne entstand

FORTSETZUNG VON SEITE 9

Wir werden alle vergiftet!

der Maikäfer oder um das berühmte DDT geht. Die Schäden, die sie im menschlichen Körper hervorrufen, werden wir wie immer erst dann erkennen, wenn es zu spät ist.

Es eilt ja auch nicht: *es geht ja „nur" um die Volksgesundheit!*

Obstkulturen werden im allgemeinen so gepflegt, daß man die Bäume kurz nach der Blüte mit scharfen Giften spritzt. In den offenen Kelchgruben der Früchte bleibt es baften und ist noch bei der Ernte nachzuweisen. Aber auch die Schale der Früchte selbst ist oft vergiftet. Bei einer Untersuchung importierter amerikanischer Äpfel ergab sich, daß 13 von 15 Arsen und Blei enthielten.

Deutschland kauft jährlich für 150 Millionen DM Orangen aus Spanien. Sie alle sind mit entsprechenden Konservierungsmitteln behandelt. In vielen Exportländern werden Zitrusfrüchte mit Diphenyl gespritzt oder in Diphenylpapier eingewickelt. Häufig auch werden Exportfrüchte in unreifem Zustand geerntet, damit sie den Transport besser überstehen, und dann erst vom Großhandel im Absatzgebiet zur „Reife" gebracht: bei Tomaten und Bananen zum Beispiel mit giftigem Äthylengas. Und das Geschäft mit ausländischem Obst gebt gut. 1954 betrug die Gesamteinfuhr über 883 Millionen DM.

Angesichts dieses wichtigen Wirtschaftsfaktors spielt das bißchen Gift offenbar keine Rolle. *Es geht ja auch „nur um die Volksgesundheit!"* ●

FORTSETZUNG VON SEITE 22

70 Zentimeter zwischen Leben und Tod

die blitzenden Maschinen auf den noch regenfeuchten Betonplatz. Ein Heer von Mechanikern und Tankwarten des Bodenpersonals machte den Standplatz der Flugzeuge zu einem wimmelnden Ameisenhaufen.

Inzwischen wurden wir eingekleidet. Fliegerhelme, eine blau-graue Kombination mit zahllosen Reißverschlüssen und einem Fallschirm. Dann ging es zurück zu den Maschinen. Kurze Verhaltungsmaßregeln. Der Sicherheitsoffizier erklärte uns, wie wir im Ernstfall den Katapultsitz zu betätigen haben.

Ohrenbetäubender Lärm. Die Maschinen liefen warm. Da kam auch schon der Startwagen mit der rot-weiß karierten Startflagge die breite Betonstraße von der Flugleitung heruntergefahren. Kommandos wurden gebrüllt und Zeichen gegeben. Noch einmal heulten die Turbinen auf, dann rollten wir auf die Startbahn: Langsam, wie von Geisterhand bedient, schlossen sich automatisch die Kabinen. In den Ohrmuscheln unserer Helme ertönten die Kommandos.

„Alles fertig?"

„Alles o.k.!" kam die Antwort der einzelnen Piloten.

„Start frei ..."

Das leise Zischen der Turbinen schwoll zu einem hohen Pfeifen an, und ein leichtes Zittern ging durch die metallenen Vögel.

Wir rollten. Immer schneller: dreihundert Meter, vierhundert, fünfhundert, achthundert Meter. Fast unmerklich zog der Pilot unserer Maschine den Steuerknüppel an den Bauch.

Fünf „Sabres" hoben sich von der Startbahn ab: vier „Skyblazers" im dichten Formationsflug und knapp dahinter die Maschine, in der wir saßen.

Wie Pfeile schossen wir durch den fast wolkenlosen Himmel. Vor uns, über uns, neben uns: die buntbemalten und in der Sonne glänzenden Maschinen.

Eine wilde, verwegene Jagd durch die Luft! Wir sahen diese jungen Flieger, die mit ihren Maschinen buchstäblich zusammengewachsen sind, in rasendem Sturzflug auf die Erde zuschießen, sahen sie in senkrechtem Steigflug in den Himmel verschwinden und sahen die gefährlichsten Kunstflugfiguren der wagemutigsten Piloten der Welt: der Todesflieger von Chaumont.

UNSERE KURZGESCHICHTE

„Du sollst nicht töten..."

Eine leichte Affäre mit einem bitteren Ende · Von Peter Nischk

Zunächst wußte Walter Mischer nicht, warum ihn die Woetzels eingeladen hatten. Er war so erstaunt, als Irene ihn anrief, daß er sofort ja gesagt hatte. Zwar lebten er und Irene seit zwanzig Jahren in derselben Stadt, aber er hatte sie seit ihrer ersten Scheidung, als er vor Gericht gegen sie ausgesagt hatte, nicht wiedergesehen.

Damals war er gerade Kurator des Museums geworden. Seitdem ließen ihm seine Aufgaben kaum noch Zeit für sein morgendliches Bad.

Irene begrüßte ihn freundlich, wenn auch hastig: „Karl zieht sich nur noch um, er kommt gleich ..."

Sie saßen auf dem Sofa und tranken Sherry. Irene war nervös. Einem Höflichkeitsimpuls folgend, sagte er lahm:

„Du siehst besser aus denn je, Irene."

Sie bog sich lachend nach hinten, und ihr Rock rutschte über das Knie nach oben. Mischer dachte flüchtig an Don Quichotte, wie immer in solchen Situationen, und wunderte sich zum tausendstenmal darüber, daß es ihn nicht amüsierte.

Als Karl Woetzel in den Raum trat, stand er schnell auf und verbeugte sich förmlich. Woetzel lächelte aufdringlich und sagte:

„Ah, da ist ja unser Sittenwächter, der das Wandbild mit den antiken Frauen torpediert hat."

Mischer wußte, daß er rot wurde.

„Ja", sagte er, „die Männer trugen wenigstens einen Lendenschurz oder wie man das nennt."

Er wollte nicht über die Frauen auf dem Wandbild sprechen. Genug, daß ihn einige liberale und linksgerichtete Zeitungen wegen seiner Prüderie angegriffen hatten. Aber er hatte dem Maler, der das Bild für den Ratsherrensaal malte, gehörig seine Meinung gesagt:

»Sie können nicht erwarten", hatte er gesagt, „daß unsere Stadt Ihnen für Ihre unmoralische Schweinerei noch Geld bezahlt.«

„Das haben wir gelesen", unterbrach ihn Woetzel in seinen Gedanken, „aber was haben Sie denn dem Künstler gesagt?"

„Ich habe ihn persönlich zu mir gebeten", antwortete Mischer, „und habe ihm erklärt, daß gewisse Stadtväter sich nicht für seine etwas abwegigen Phantasien begeistern könnten."

In diesem Moment war Woetzel aufgestanden und hatte eine einladende Handbewegung gemacht:

„Ich glaube, wir essen besser."

Nach dem Abendessen zog sich Woetzel in das obere Stockwerk zurück, stark von Kalkulationen für sein Baugeschäft beschäftigt. Irene fragte Mischer, ob er sich ihr Gartenhäuschen, das sie vor wenigen Tagen vollendet hatten, ansehen wollte.

Draußen stürmte es, aber es regnete nicht mehr. Ein Malergerüst am Haus schwankte in den Windböen. Walter Mischer sagte:

„Die Maler hätten das Gerüst vor dem Sturm entfernen sollen."

„Ja, aber Karl sagt, sie wußten vermutlich nicht, daß es heute abend stürmt."

„Trotzdem", beharrte Mischer, „ist es gefährlich."

Nachdem sie das Gartenhaus besichtigt hatten, führte sie ihn zu einem niedrigen Geräteschuppen.

Der Wind hatte nachgelassen. Sie öffnete die Tür und schaltete das Licht an. Mischer sah Werkzeuge, einen Stapel Holzbretter und ein Regal mit Flaschen. Auf der ersten Flasche stand in fetten schwarzen Buchstaben: „Gift".

Plötzlich war das Licht wieder aus, und er wandte sich zum Gehen, aber Irene rührte sich nicht. Er sah nur ihren Schatten, als sie flüsterte:

„Ich muß dir etwas sagen, Walter. Ich kann es keinem anderen Menschen sagen. Ich kann so nicht weiterleben. Karl ist eine Maschine, eine Rechenmaschine. Ich bin so unglücklich, Walter."

Sie kam auf ihn zu und legte ihren Kopf an seine Schulter ...

Mischer wußte nicht, was er tun sollte. Irenes Intimität berührte ihn unangenehm, aber er wagte nicht, sich zu bewegen. Dann gingen sie beide auf das Haus zu. Der Sturm hatte aufgehört.

Er schaute zum Haus hinauf, aber er sah kein Licht. Es war sehr dunkel. Sie trennte sich von ihm und ging voraus auf die Tür zu, um sie aufzuschließen. In diesem Augenblick sah er etwas Dunkles über sich. Er hörte ein kratzendes Geräusch und sah das Gerüst größer werden. Er sprang zur Seite und rief:

„Irene!"

Die Bretter zersplitterten vor ihm, und er sah Irene vor der Haustür liegen. Er stolperte nach vorn und zog sie halb zu sich herauf. Sie öffnete ihre Augen und sah ihn erstaunt an. Die Tür wurde von innen aufgerissen, und Karl rannte auf sie zu (»Warum so erwartungsvoll?« dachte Walter). Zusammen trugen sie Irene ins Haus, und Karl brachte sie zu Bett. Danach kam er wieder herunter ins Wohnzimmer, und er und Karl tranken einen Steinhäger.

Dann sagte Walter, er müßte nach Hause gehen.

Als er in seinem Bett lag, fühlte er sich sehr müde, aber irgend etwas hielt ihn wach.

Zuerst wollte er die Polizei anrufen, aber wie sollte er seine Vermutung erklären? Jemand hatte versucht, Irene umzubringen. Und warum? Und wieso? Man hatte ihn, Walter Mischer, eingeladen, um einen harmlosen Zeugen für diesen „Unfall" zu haben.

Walter war ganz sicher, aber seine Antwort genügte nicht. Als das Gerüst umfiel, war Windstille gewesen.

Einige Tage lang konnte Walter von dieser Idee nicht loskommen.

Einmal rief er Irene an und fragte nach, wie es ihr ginge und ob sie sich erholt habe. Sie sagte, es ginge ihr gut, und „Bis auf bald". Dann hing sie auf.

Fünf Tage später rief sie ihn an:

„Karl ist krank. Er hat eine leichte Magenverstimmung. Warum kommst du nicht zu uns heraus heute abend? Karl wird sich freuen."

An diesem Abend fuhr Walter wieder zu den Woetzels in die Vorstadt. Er nahm sich vor, alles mit wacher Aufmerksamkeit zu beobachten. Als er vor ihrem Haus parkte, war es gegen neun und schon dunkel. Im ersten Stock brannte ein Licht hinter verschlossenen Gardinen. Er ging auf die Haustür zu, besann sich anders, wandte sich um und lief in den Schuppen. Er schaltete das Licht an und sah sich um. Alles war wie beim ersten Mal. Erst als er auf dem Kiesweg war, dachte er an etwas. Er ging zurück und schaltete das Licht wieder an und starrte auf das Regal. Die Flasche mit dem Gift war nicht mehr da.

Karl Woetzel hatte eine bleiche, ungesunde Farbe, aber er war gut gelaunt, als Walter ihn begrüßte:

„Nur eine kleine Fischvergiftung."

Walter verstand automatisch, ohne nachdenken zu müssen. Jetzt war er ganz sicher, daß Woetzel seine Frau Irene umbringen wollte. Das erste Mal hatte es nicht geklappt, als er die Stränge des Gerüstes durchschnitten hatte. Die Dunkelheit hatte seinen Sinn für Entfernung verwirrt. Nur seine, Walters, Alarmschreie hatten Irene gerettet. Jetzt versuchte er es mit diesem Unkrautgift und nahm selbst kleine Dosen zu sich, um immun zu werden. Später würde er dann zusammen mit Irene vergiftete Nahrung zu sich nehmen, aber nur er würde das überleben. Das war seine Fischvergiftung. Walter lächelte, als er sagte:

„Ich glaube, Ihnen würde eine kleine Erholung gut tun, Herr Woetzel. Vielleicht sollten wir zusammen fischen gehen oder so etwas Ähnliches."

Irene war sofort begeistert:

„Wär' das nicht herrlich, Karl? Du gehst doch so gern fischen. Warum fahrt ihr nicht in den Schwarzwald zum Forellenfischen?"

„Ich hätte Sie nicht für einen Sportler gehalten", sagte Woetzel.

„Aber sicher", antwortete Mischer. „Wir können uns Angeln leihen, und es wird uns beiden gut tun."

Er wollte Woetzel von Irene trennen und ihm irgendwie zu verstehen geben, daß er seinen Plan durchschaute. Dann würde er Woetzel von seinem Vorhaben abbringen können. Welcher Mörder mordet schon, wenn er weiß, daß er beobachtet wird?

Einige Tage später rief ihn Irene an:

„Karl hat sich endlich entschlossen und ist ganz begeistert. Er möchte schon am nächsten Wochenende fahren."

Sie packten die Zelte und Angeln und das Bier in Woetzels Wagen und fuhren. Am ersten Tag standen sie schon um fünf Uhr auf und fischten den engen Wildbach hinauf. Woetzel wechselte seine Standorte ziemlich schnell, und bald hatte Mischer ihn aus den Augen verloren. Sechs Stunden später trafen sie sich bei ihren Zelten. Woetzel hatte drei ziemlich kleine Forellen gefangen, Mischer nur eine, die allerdings viel größer war. Sie packten ihre Vorräte aus, öffneten Konservendosen. Woetzel erklärte sich bereit, zu kochen, wenn Mischer Holz sammeln würde.

Als sie aßen, begann Mischer:

„Hier in der freien Natur vergißt man alle Sorgen der Zivilisation, nicht wahr?"

Woetzel nickte nur.

„Alles ist so friedlich und freundlich, daß man sich kaum daran erinnern kann, je auf jemand böse gewesen zu sein. Man könnte niemand hassen."

„Ja", sagte Woetzel.

„Mörder könnte es hier draußen gar nicht geben", begann Mischer nach einer kleinen Pause wieder, während er Woetzels Gesicht beobachtete.

„Gibt es denn keine Mörder in der Natur?" fragte Woetzel.

„Doch, doch", erwiderte Mischer schnell, „doch ihr Motiv ist positiv, das der Selbsterhaltung. Sie verteidigen ihr Eigentum."

Woetzel war interessiert:

„Und der zivilisierte Mörder verteidigt kein Eigentum? Was denn sonst?"

„Ich kenne einen Mörder", sagte Mischer, während seine Hände zitterten, „der sein Eigentum zerstören will. Und er meint, niemand durchschaue ihn."

Er lachte gequält.

„Also durchschaut ihn jemand", führte Woetzel die Unterhaltung fort. „Und warum will er morden?"

„Das weiß er selbst nicht genau. Er ist nur verwirrt. Vermutlich haßt er sich selbst."

„Kenne ich ihn?" erkundigte sich Woetzel.

„Ich glaube nicht, daß Sie ihn erkennen würden", antwortete Mischer.

„Aber wenn er seinen Plan noch nicht durchgeführt hat, kann er es auch nicht besonders ernst gemeint haben?"

„Doch, doch", sagte Mischer.

„Er nahm es so genau, daß er jeden Teil seines Plans im voraus probte. Aber jemand, der ihm an mathematischer Begabung gleichkam, durchschaute ihn und redete es ihm aus."

„Und wie?" fragte Woetzel.

„Einfache Anwendung von Logik. Man muß dem Mörder nur klarmachen, daß er nichts dabei gewinnt."

Woetzel war sehr still und dachte nach. Mischer triumphierte schon. Er wußte, daß er Woetzel überzeugen konnte.

Plötzlich fragte Woetzel:

„Und das haben Sie ihm gesagt?"

„Ja", erwiderte Mischer, lauter und eindringlicher als nötig, „der Mörder mußte sich überlegen, was für eine Befriedigung er aus dem Tod seiner Frau erhalten könne."

Woetzel brach in ein kräftiges Lachen aus. Er blinzelte Mischer fast vergnügt zu:

„Entschuldigen Sie mich, Herr Mischer, aber ich muß lachen. Ich kenne auch jemand, der zum Mörder wurde. Aber er war ganz anders als Ihr Freund. Als er hörte, daß jemand mit seiner Frau spielte, beschloß er, sein Eigentum zu beschützen. Beschützen, verstehen Sie? Nicht zerstören. Er bat seine Frau, ihre alten Freunde einzuladen, und er wußte, wen sie zuerst einladen würde. Frauen sind eindeutig."

Er lächelte.

„Der Mann war ein Bauunternehmer, und er kannte sich mit Unfällen aus. Das erste Mal verwirrte ihn die Dunkelheit. Er verwechselte das blonde Haar seiner Frau mit der Glatze seines Opfers. Beim zweiten Mal schaffte er es. Ich habe gehört, die beiden sind zusammen zum Fischen gefahren, und den Kaffee, den sie da tranken, kochten sie wohl in einer Dose, die vorher ein gefährliches Pflanzengift enthalten hatte. Nur einer der beiden starb dabei."

Walter Mischer hörte nicht mehr zu. Er rollte auf die Seite und starrte auf den grinsenden Woetzel, als die ersten Schmerzen in seinem Unterleib einsetzten.



Für „sie“ allein läßt Petrus seine Sonne scheinen!

„Was sollen wir uns über das Wetter in Deutschland ärgern?“ fragten sich Jutta und Ursula, zwei reizende Campingfreunde. „Urlaub mit Regenschirm? — Kommt ja gar nicht in Frage! Wenn die Sonne nicht zu uns kommt, gehn wir dorthin, wo sie scheint. Ins Land der Apfelsinen und Zitronen — nach Italien.“ An den idyllischen Gestaden des Gardasees haben sie ihr Klepper-Zelt aufgeschlagen und machen, was sie am liebsten tun: nichts ...



Ein Jahrhundert zu spät. *Erst 1584, 116 Jahre nach Gutenbergs Tod, entstand sein erstes Porträt. Dieser Kupferstich wurde zum Vorbild aller späteren Bilder des Meisters — und alle zeigen ihn mit Bart*



Der Bart ist ab!

Ein neues Gutenberg-Denkmal korrigiert die überlieferte Vorstellung vom Bild des Altmeisters der Buchdruckerkunst

Der „richtige" Gutenberg! *Die Großdruckerei Burda in Offenburg errichtete jetzt in ihren Gartenanlagen ein großes Denkmal des Altmeisters der Buchdruckerkunst. Der Berliner Professor Dierkes schuf dieses 2,80 m hohe Bronzestandbild, das Gutenberg, mit der Bibel in der Hand, ohne Bart zeigt*



„Und es wurde Licht . . ." *Das bisher bekannteste Gutenberg-Denkmal steht in Straßburg. Es wurde 1840 von David d'Angers geschaffen und zeigt Gutenberg in der alten Vorstellung mit langem Bart. Das einzige, was wir heute genau über Gutenbergs Aussehen wissen, ist die Tatsache, daß er keinen Bart getragen hat. Kulturgeschichtlich ist bekannt, daß zu Gutenbergs Zeit die Männer aus patrizischen Familien keine Bärte getragen haben. Ein langer Bart war in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Zeichen eines Pilgers oder eines Juden. Jahrzehnte später freilich änderte sich die Mode, und Bärte wurden „Trumpf des feinen Mannes". Gutenberg, der eigentlich Gensfleisch hieß, hat jetzt im Standbild des Burda-Verlages sein echtes Konterfei*

Das Bruchsaler Schloß, eine Schöpfung des Barocks, Residenz der Speyerer Fürstbischöfe von 1721 bis 1806, war schon in den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen durch seine historischen Schloßkonzerte zum Treffpunkt aller Sachverständigen der Barockmusik geworden. Die Kriegszerstörungen des Schlosses unterbrachen diese Tradition. Nachdem der Badisch-Württembergische Staat einen der nicht völlig zerstörten Prunksäle, den Kammermusiksaal, wiederaufgebaut, die zerstörten und beschädigten Dekorationen — ein Meisterwerk des Wessobrunner Stukkateurs Joachim Günther — wiederhergestellt hatte und die Innenausstattung des Neuen Musiksaales durch Spenden von Mäzenen aus aller Welt ermöglicht worden war, wurde der Kammermusiksaal des Bruchsaler Schlosses im März 1956 seiner festlichen Zweckbestimmung wieder übergeben. Erlesene kammermusikalische Konzerte, dargeboten von Künstlern europäischen Ranges, versammeln hier allmonatlich Musikfreunde von Frankfurt bis Baden-Baden und vom Rhein bis Stuttgart. Einen besonderen Höhepunkt bildete der Lieder- und Arienabend, den Rita Streich im Schloß Bruchsal gab. Die Künstlerin, die durch ihre wundervolle Stimme überraschend schnell alle Herzen der internationalen Musikfreunde gewann, wird in diesem Jahr ein Glanzpunkt der Salzburger Festspiele sein.

Rita Streich begeisterte bei



Im Glanz des Rokokos . . . *Betont festlich arrangiert der Kulturring Bruchsal seine Schloßkonzerte. Als Rita Streich mit Professor Giesen den Saal betrat, verneigten sich die Pagen in ihrer alten Tracht. Und es ist hier alles so, als sei die vergeistigt-fröhliche Zeit des Rokokos zu neuem Leben erwacht in unserer Zeit, die so wenig Zeit und oft so wenig Sinn für die schönen Dinge hat . . .*

Kleine Nachtmusik in Bruchsal:

Zauberklang einer Stimme

einem festlichen Schloßkonzert



Beglückender Raum — beglückende Musik. *In diesem Saal hat schon Mozart gespielt, als er 1763 seine Reise nach Paris in Bruchsal unterbrach. Der Geist des genialen Musikers schwebt auch heute noch durch diesen Raum, dessen Rokoko-Ausstattung mit viel Feingefühl erneuert wurde. Der Saal, in dem vor allem die Barockmusik gepflegt wird, ist wieder eine festliche Stätte*



FOTOS: SCHMELZINGER

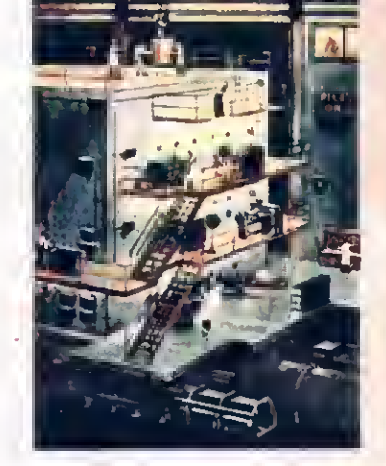
„Europas schönste Nachtigall", *begeisterten sich die römischen Kritiker, als Rita Streich in der Ewigen Stadt ihr erstes Konzert gegeben hatte. Die Künslerin, die zur Städtischen Oper Berlin und zur Staatsoper Wien gehört, ist durch den besonderen Charakter ihrer Stimme die ideale Mozart-Sängerin. Die Koloratur-Sopranistin begann ihre Laufbahn in Berlin und errang schon bald bedeutende Erfolge in großen Opern. Sie sang in Berlin, in Mailand, in Wien und Rom, sie sang an allen deutschen und vielen ausländischen Sendern, Bayreuth und Salzburg jubelten ihr zu. Unser Bild: Rita Streich während ihres Lieder- und Arien-Abends in Bruchsal. Am Flügel: Professor H. Giesen, Stuttgart. Flöte: Willy Gla[illegible]*



beschreiten Sie, wenn Sie mehr wissen als andere. Bescheid wissen, sich nichts vormachen lassen im Leben, allen Situationen gewachsen — das bringt Gewinn, das schützt Sie vor Nachteilen und das ist das Geheimrezept des Erfolgreichen, der die anderen überholt. Niemand kann aber ohne Hilfe alles wissen. Darum — wer vorwärtsstrebt, wer durch Leistung Anerkennung sucht und im Existenzkampf seinen Konkurrenten überlegen sein will, der braucht zuverlässige Nachschlagewerke. Das gilt für die Frau genau so wie für den Mann.

Bewährte Helfer im Spiel um den höchsten Einsatz: Aufstieg und Lebenserfolg, bietet Ihnen:





LUX KLUGE KASSETTE

RECHTSFRAGEN DES ALLTAGS — Rechtskunde für jedermann von A—Z von Rechtsanwalt Dr. O. Gritschneder und Rechtsanwalt Dr. E. Giebisch.

Welche Rechte und Pflichten entstehen durch die Gleichberechtigung? Wann hilft das Arbeitsgericht? Was müssen Sie bei einem Baukostenzuschuß beachten? Wie weit geht der Mieterschutz?

Auf diese und tausend andere Fragen antwortet: „Rechtsfragen des Alltags", ein Nachschlagewerk der praktischen Rechtskunde mit leichtverständlichen Lehrbeispielen aus dem Zivil- und Strafrecht mit den entsprechenden Gesetzestexten. Im Anhang die rechtsgültigen Formulierungen von: Miet-, Pacht-, Tausch- und Kaufverträgen, Wechseln, Testamenten, Vollmachten, Pfändungsanträgen u. a. m., 512 Seiten, blauer Luxuseinband mit Goldprägung.

10 000 FREMDWÖRTER VON A—Z

In 934 Spalten enthält dieses Buch rund 15 000 Fremdwörter und internationale Fachausdrücke. Was sie bedeuten, wie man sie schreibt, betont und ausspricht, ist hier treffend erklärt und gezeigt. Im Anhang ein Lexikon der wichtigsten Abkürzungen. Brauner Luxuseinband mit Goldprägung.

VOLKS-LEXIKON VON A—Z

35 000 Stichwörter aus allen Wissensgebieten, zahlreiche farbige Bildtafeln, schwarz-weiße Tafeln, Text-Jllustrationen und Karten. Anhang: 64 Seiten statistischer Teil. Ausgabe 1956. Grüner Luxuseinband mit Goldprägung.

DAS KLUGE BUCH

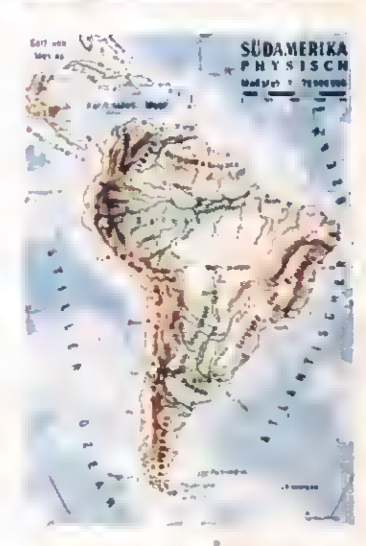
Interessantes, Wissenswertes und Merkwürdiges aus aller Welt über: Geschichte — Kunst — Literatur — Musik — Technik — Naturwissenschaft — Erde — Völker — Staaten — Wirtschaft — Verkehr — Sport und vieles mehr. Ob Sie etwas über die Durchmesser der Sterne, über das Höchstalter von Tieren, über den Stromverbrauch von Elektrogeräten oder über die Organisation der Montan-Union wissen wollen, „Das kluge Buch" sagt es Ihnen, 488 Seiten, mit ein- und mehrfarbigen Bildtafeln und Text-Jllustrationen. Roter Luxuseinband mit Goldprägung.

4 Bände mit Luxuseinband, zusammen 2443 Seiten mit zahlreichen ein- und mehrfarbigen Bildtafeln, Text-Jllustrationen, Karten und Tabellen, mit Kassette

Barpreis zus. DM 35.60
Ratenpreis DM 39.20

SOFORT ERHÄLTLICH SCHON GEGEN MONATSRATEN VON DM 4.—





LUX KASSETTE DER FRAU

HAUSFRAUEN-LEXIKON VON A—Z

Über Mode und Kleidung, Schönheitspflege, Materialkunde, neuzeitliche Küchentechnik, Pflege von Möbeln, Wäsche und Haushaltsmaschinen, Tierpflege, Gesellschaften, Wohnkultur und über vieles mehr aus dem Reich der Frau unterrichtet dieser Band. Wie man Hemden bügelt, Flecken entfernt, türkischen Kaffee zubereitet, Geschirr in der richtigen Reihenfolge spült, Einladungen schreibt — kurz — alles, was eine gute Hausfrau können und wissen muß, ist in diesen 1448 Spalten enthalten. 6600 Stichworte, 120 Abbildungen. Brauner Luxuseinband mit Goldprägung.

KOCH-LEXIKON VON A—Z

Kein einfaches Rezeptbuch, sondern ein praktischer Helfer für die Küche mit Lebensmittel- und Warenkunde, mit tausend Tips und kleinen Kniffen, die die Arbeit erleichtern. Farbige und schwarz-weiße Bildtafeln zeigen, wie man einfache und raffinierte Gerichte appetitlich serviert. 600 Seiten, roter Luxuseinband mit Goldprägung.

HANDBUCH DER GESUNDHEIT VON A—Z

Lexikon für Gesunde und Kranke von Dr. med. J. Briegel. Ein erfahrener Arzt gibt nützliche Ratschläge für gesundes, glückliches Leben, für vorbeugende Maßnahmen, Erste Hilfe, häusliche Krankenpflege, Schutz vor Ansteckungen, Diätkost, Kosmetik und Körperpflege, Säuglingspflege und vieles mehr. Zahlreiche ein- und mehrfarbige Bildtafeln und Text-Jllustrationen erleichtern das Verständnis. 1500 Kapitel auf 656 Seiten. Blauer Luxuseinband mit Goldprägung.

MEIN BLUMENBUCH FÜR HAUS UND GARTEN

Von der mit Blumen geschmückten Festtafel bis zur Anlage eines Steingartens ist hier alles über den rechten Umgang mit den vielgestaltigen Kindern der Flora gesagt. Welche Pflanzen eignen sich für ein „Blühendes Fenster"? Wie verlängert man die Lebensdauer von Schnittblumen? Was muß man beim Säen, Pflanzen, Gießen, Düngen, Umtopfen beachten? Welche Vase paßt zu welcher Blume? Wie bepflanzt man die Grabstätte, „Das stille Gärtlein"? Wer Blumen liebt und Freude an ihnen haben will, dem wird „Mein Blumenbuch" bald ein lieber und kluger Ratgeber sein. 352 Seiten mit 133 ein- und mehrfarbigen Bildtafeln und Text-Jllustrationen. Grüner Luxuseinband mit Goldprägung.

4 Bände mit Luxuseinband, zusammen 2332 Seiten mit zahlreichen ein- und mehrfarbigen Bildtafeln, Text-Jllustrationen und Tabellen, mit Kassette

Barpreis zus. DM 35.60
Ratenpreis DM 39.20

SOFORT ERHÄLTLICH SCHON GEGEN MONATSRATEN VON DM 4.—

Beide Kassetten zusammen schon gegen Monatsraten von DM 6.— an.



Bitte ausfüllen, ausschneiden und als Drucksache (7 Pf) im offenen Umschlag einsenden

Gutschein — **An den Fackelverlag Stuttgart-N 984**
Abt. Versandbuchhandlung

Bitte senden Sie mir kostenlos und unverbindlich 8 Tage zur Ansicht (Gewünschtes bitte ankreuzen):

	Barpreis DM	Ratenpreis DM
LUX KLUGE KASSETTE, 4 Bände mit Luxuseinband	35.60	39.20
LUX KASSETTE DER FRAU, 4 Bände mit Luxuseinband	35.60	39.20

Wenn ich die Sendung nicht innerhalb 8 Tagen zurückgebe, begleiche ich den Rechnungsbetrag durch — Monatsraten von DM 4.— / DM 6.— auf den Ratenpreis ab nächsten Ersten — Überweisung des Barpreises innerhalb 4 Wochen auf Ihr Postscheckkonto Stuttgart 144 75 / Städt. Girokasse Stuttgart, Konto Nr. 122 69. (Nichtgewünschtes bitte streichen.) Erfüllungsort Stuttgart. Eigentumsrecht bis zur vollen Bezahlung vorbehalten.

Ort: .... Straße: ....

Herr/Frau/Frl: .... Vorname: ....

Beruf: .... Volljährig? Ja / Nein

Datum: .... Waren Sie schon Kunde bei uns? Ja / Nein

....
(Bitte hier eigenhändige Unterschrift)



Wenn Sie diesen Gutschein nicht abtrennen können, schreiben Sie bitte eine Postkarte.

8 Tage zur Ansicht

mit nebenstehendem Gutschein

FACKELVERLAG STUTTGART-N 984

Abt. Versandbuchhandlung